



ISBN: 3-85218-337-5

Aus dem Französischen übersetzt von
Bernd Ziermann und Regina Keil-Sagawe
Nachwort und Interview mit Yasmina Khadra von
Beate Burtscher-Bechter
Verlag: Haymon
Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2000

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Die Ingredienzien passen für einen konventionellen Krimi: viele Verdächtige, garantiert Unschuldige, falsche Spuren, eindeutige Hinweise und wild wuchernde Spekulationen von Romanfiguren und Lesern gleichermaßen. Doch das Genre des unterhaltenden Kriminalromans dient hier in erster Linie der kritischen Analyse von Politik und Gesellschaft in Algerien, vermittelt auch wenig informierten Lesern ein authentisches Bild von Ursachen und Hintergründen. Das war schon im ersten Band der Kommissar-Llob-Reihe („Morituri“) so. Die *erfundene* Geschichte vom Millionär Faïd Dahmane, den Stroh Männern seines illegalen Finanzimperiums und den damit zusammenhängenden Morden deckt *tatsächliche* Verhältnisse auf und läßt hinter die Fassaden der sich selbst zerstörenden algerischen Gesellschaft schauen, schildert eindringlich die Atmosphäre von Angst und Verzweiflung, Demütigung und Unterdrückung und hilflosem Aufbegehren, nennt Korruption, Verbrechen und Terror beim Namen, auch wenn die heute Mächtigen dahinterstecken ...

Das Nachwort von Beate Burtscher-Bechter enthält ein ausführliches Interview mit dem unter ständiger Bedrohung lebenden Autor, der darin auch die Gründe für sein weibliches Pseudonym offenlegt.

Autor

Yasmina Khadra, Pseudonym eines in Algerien geborenen und lebenden Autors. Er erfand die Figur des Kommissar Llob, des Helden von fünf Kriminalromanen, deren letzte drei eine Einheit bilden.

In einem Brief an den Haymon-Verlag schreibt Yasmina Khadra: „Die Trilogie will eine möglichst getreue Analyse der Tragödie sein, die mein Land erschüttert.“ Nach *Morituri* und *Doppelweiß* wird der Haymon-Verlag auch *L'Automne des Chimères* herausbringen.

Originaltitel:
Double blanc
© Éditions Baleine, Paris 1997

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Khadra, Yasmina:
Doppelweiß: Roman / Yasmina Khadra. Aus dem Franz. Von
Regina Keil-Sagawe. – Innsbruck: Haymon, 2000
ISBN 3-85218-337-5

© Haymon-Verlag, Innsbruck 2000
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Umschlag: Benno Peter
Satz: Haymon-Verlag
Druck und Bindung: Wiener Verlag, Himberg bei Wien

Ich hatte Ben Ouda in Ghardaia kennengelernt, gleich nach der Unabhängigkeit, das heißt zur Zeit der herrenlosen Güter und der rechtsfreien Räume.

Ich begann damals meine Lehr- und Jammerjahre bei der Kripo, meine Taschen quollen über vor billigen Gangsterkrimis und in meinem Kopf brodelten die abenteuerlichsten Intrigen. Ich hatte den Ehrgeiz, meine eigenen Helden noch zu übertreffen. Und obwohl Ghardaia ein Kaff war, in dem nie irgend etwas passierte, kaum realer als eine Fata Morgana, gefiel ich mir darin, jeden Sängerknaben zu verdächtigen, jedem Penner nachzusetzen und des Nachts mit den Hunden zu heulen, um meinen Vorgesetzten zu beweisen, daß ich ein ganz Aufgeweckter war.

Ben Ouda bewarb sich um den Posten als Unterpräfekt. Mit seinen achtundzwanzig Jahren hatte er eine blitzende Glatze und einen stattlichen Bauch vorzuweisen, die ihm bei der Bevölkerung, für die sich im Kahlkopf die Gelehrsamkeit spiegelte und ein Fettwanst als Auswuchs naturgegebener Autorität galt, zu Ansehen verhelfen.

Jedenfalls war er nicht auf den Kopf gefallen. Er wußte ganz genau, was er wollte und wie er es bekommen konnte. Manchmal, wenn eine Tür sich stur stellte und nicht gleich aufgehen wollte, drohte er kurz, seine Beziehungen in Algier spielen zu lassen, und wie von Zauberhand öffnete Sesam sich plötzlich mit lautem Gelächter.

Ben war daran gelegen, sich einen Namen zu

machen, die Bewunderung der einen zu erzwingen und die Kapitulation der anderen. Und so ließ er keine Gelegenheit aus, in Erinnerung zu rufen, daß er einer der wenigen Abiturienten der Nation war und Bücher ohne Bilder für ihn nicht mehr Geheimnisse bargen als das Räderwerk der Verwaltung. Ehrgeizig, wie er war, hatte er sich an der Universität Constantine eingeschrieben und locker, ohne nur einmal seinen Schreibtisch in der Sahara zu verlassen, dank einer außergewöhnlichen Telepathie seinen ersten Abschluß und gleich hinterher auch noch den Doktor gemacht, so locker, daß man noch heute darüber staunt.

Er war gerissen, der Ben. Ich erinnere mich, daß er jedesmal, wenn im Palast ein Méchoui* [** Hammel am Spieß, arabisches Festessen*] angesagt war, eine solche Beredsamkeit an den Tag legte, daß die geladenen Gäste darüber das Essen vergaßen. Er verstand es wie kein Zweiter, Dichter und Helden der Vergangenheit in eine Reihe mit den tapferen Schmieden unserer Befreiung zu stellen und das liebe Algerien in olympische Höhen zu erheben. Und wer ihm zuhörte, der identifizierte sich, verdammt noch mal, im Handumdrehen mit der Revolution und ließ die Welt erzittern, wenn er sich nur schneuzte.

Für den 150prozentigen Polizisten, der ich damals war, strotzend vor Gewißheiten beim Verlassen des Untergrunds, verkörperte er das progressive, kriegerische, siegreiche Algerien. Er war mehr als nur ein Idol für mich, er war der Glaube schlechthin. Es reichte schon, daß er am Kommissariat vorbeikam, und ich geriet in helle Verzü-

ckung. Ich ertappte mich, wie ich ihn meinen Kollegen mit dem Finger zeigte, freudig erregt wie ein Schüler, der seinen Lehrer plötzlich auf dem Souk entdeckt.

So kam es, daß ich, als Ben Ouda in eine ganz banale Sittengeschichte verwickelt war, sofort Zeter und Mordio schrie. Im tiefsten Grund meines Herzens lehnte ich es kategorisch ab, daß ein Moudjahid^{**} [^{**} *Freiheitskämpfer*] vom Kaliber des Unterpräfekten sich für einen vierzehnjährigen Rotzlümmel entflammen könnte. Ich setzte mich mit Leib und Seele für die Rettung seines guten Rufes ein, bedrohte die Zeugen und stellte den Eltern des Opfers Repressalien in Aussicht, die Tamerlan höchstpersönlich abgeschreckt hätten.

Ben Ouda ist ein Seigneur. Er hat meinen massiven Einsatz für ihn nicht vergessen. Der Beweis: nach dreißig Jahren Funkstille hat er sich an mich erinnert und mich gebeten, ihm an der Place de la Charité, Hausnummer 14, einen Besuch abzustatten.

Er hat es weit gebracht seit damals, seit den Zeiten der Unterpräfektur in Ghardaia. Erst bei der Justiz, dann im Diplomatischen Dienst. 1989 kehrte er nach Algerien zurück, um den hohen Herrschaften zur Hand zu gehen, die vom Staatspräsidenten beauftragt worden waren, die Verfassung zurechtzubiegen, um die Gelüste der Fundamentalisten, die uns noch an die Nieren gehen sollten, zu legitimieren. Es kursieren Gerüchte, man habe ihm ein hohes Staatsamt angetragen, aber seine exzessive Demut hätte ihn bewogen, sich mit seinen Schweizer Nummernkonten zufriedenzugeben.

Ben steht im Ruf, ein Intellektueller zu sein. Er zieht die Ferne dem Bad in der Menge vor, die Ruhe einer Residenz jenseits des Mittelmeeres dem protokollarischen Tamtam. In aller Bescheidenheit hat er akzeptiert, als Konsul nach Schwarzafrika zu gehen, später mußte man ihn bitten und beknien, bis er sich bereit erklärte, Botschafter im Orient zu werden.

Das Heimweh hat sein Gedächtnis aufgefrischt, die Sehnsucht sein goldenes Exil zur Einöde, seine Einsamkeit zur Askese werden lassen, und so kam es, daß man eines schönen Morgens seine Bücher in den Auslagen der Buchläden auftauchen sah. Das war 1992. Das Land lag mit einer gestaltlosen Demokratie in den Wehen. Das Volk rief nach Denkmalstürzern und applaudierte den Wahrheitsbeschwörern. Im allgemeinen Taumel wagte sich jeder auf eigene Faust mit Enthüllungen ans Licht. Ben Bella servierte uns seine *Memoiren*, Aït Ahmed *Die Affäre Mesli*, Belaïd Abdeslem *Das algerische Gas*. Für jeden war etwas dabei.

Ben Ouda für sein Teil beglückte uns mit *Traum und Utopie*, einer atemberaubenden Abrechnung mit dem wissenschaftlichen Sozialismus einstiger Eselstreiber, die zu den Dinosauriern des nationalen Niedergangs mutiert waren. Ein Bestseller. Manch übler Witzbold behauptete gar, der Hohe Staatsrat, der an Glaubwürdigkeit eingebüßt hatte, beabsichtige, den Autor als stellvertretendes Mitglied zu rekrutieren. Und Ben Ouda gab im Fernsehen, während auf den Straßen die Polizisten abgeknallt wurden, folgenden zitatverdächtigen Spruch von sich: „Ich liebe mein Volk zu sehr, um

es zu unterjochen.“

Ich, der ich längst nicht mehr an Fakire glaubte, bemerkte zu Mina: „Das ist doch wenigstens ein Kerl. Der nimmt kein Blatt vor den Mund, vermutlich weil er schon was Dickeres zwischen den Zähnen hat.“

Mina fand meine Metapher nicht zum Lachen. Sie haßt vulgäre Anspielungen.

Das Haus Nummer 14 an der Place de la Charité ist ein prachtvolles architektonisches Schmuckstück im Herzen eines futuristischen Square. Die Fuhrleute mit ihren Karren oder die Bäuerchen vom Lande wagen sich nie bis dorthin aus Angst, vorher von der Polizei abgefangen zu werden. Üppige Gärten auf der einen Seite, Parkplätze voll fetter Limousinen auf der anderen. Neidhammeln von meiner Sorte kann es da leicht passieren, daß der Schlag sie trifft.

Selbst der Hausmeister ist perfekt gestylt. Ehrerbietig und kriecherisch. An dicke Trinkgelder gewöhnt, wie er ist, brächte er es fertig, um drei Uhr nachts einen Sterbenden, der am Tropf hängt, aufzuschrecken, nur um ihn mit seinem Lächeln zu beglücken.

„Kann ich Ihnen helfen, Monsieur?“ erbiertet er sich mit jener heuchlerischen Galanterie, die unter den Gebildeten als Höflichkeit gilt.

„Wenn Sie nichts Besseres zu tun haben ... mein Auto bekommt Muffensausen, sobald es alleine ist. Wenn Sie so nett wären, ihm den Griff zu halten, bis ich wiederkomme.“

Er willigt ein, ohne mit der Wimper zu zucken.

Mit achtundfünfzig hat sich Ben Oudas Umfang verdreifacht. Die ganzen Liftings haben es nicht geschafft, seine Doppelkinne und Hängebacken zu straffen, und seine Wampe ergießt sich hemmungslos über seine Knie. Ich schätze, daß er zur Unterstützung seiner Hosenträger einen ziemlichen Konsum an Stoßdämpfern hat.

Er empfängt mich in seinem nicht gerade armseiligen Pensionärs-Salon. Ohne Pauken und Trompeten, ganz so, wie man gute Freunde empfängt.

„Ein Glas Orangenlimonade, Monsieur Llob?“

„Ich bin im Dienst.“

Er bietet mir einen Sessel an und breitet sich selbst auf dem Sofa gegenüber aus. Sein Hausmantel schimmert. Einen Augenblick lang gerate ich ins Träumen angesichts seiner Fettleibigkeit, ich frage mich, ob die Natur nicht allen Ernstes ein klein wenig dazu neigt, sich über die Menschen lustig zu machen.

„Ich hoffe, ich habe Ihre kostbare Zeit nicht überbeansprucht, Kommissar. Jedermann weiß, wie sehr Sie von diesem Krieg, der keine Vernunft annehmen will, gebeutelnt sind.“

„Halb so wild.“

Er zieht die Brauen hoch und legt den Kopf schief, um mich aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. „Sind wir uns nicht schon einmal über den Weg gelaufen?“

Seine Gedächtnislücke überrascht mich. Aber die Art von Amnesie ist bei uns gang und gäbe. Es scheint, daß einem davon Flügel wachsen.

„Ich glaube kaum“, erwidere ich von oben herab.

„Aber Ihre Züge ...“

„Ich verkörpere den kabyllischen Durchschnittstyp. Es kommt öfter vor, daß man mich für jemand anderen hält.“

Er läßt das Thema auf sich beruhen. Seine speckige Hand umfaßt behutsam ein Whiskyglas, führt es an die Lippen.

„Meine Freunde sind des Lobes voll über Sie, Monsieur Llob. Sie sagen vor allem, daß Sie ein Mann sind, mit dem man rechnen kann.“

„Nicht so gut wie mit einem Taschenrechner.“

Er lacht. Ein Schüttelkrampf. Gerade so wie die Götter. Er stellt sein Glas wieder ab, nimmt mich voll ins Visier.

„Ihr letztes Buch hat mich betroffen gemacht. Ich habe es zweimal gelesen.“

„Zu liebenswürdig von Ihnen.“

„Ich stimme Ihrer Analyse der Lage voll und ganz zu, Monsieur Llob.“

Ich betrachte ein Gemälde von Dinét, das an der Wand zwischen zwei Damaszenerklingen hängt, und begreife nicht, was ein Objekt, das zum nationalen Kulturerbe zählt, in einer Privatwohnung verloren hat.

Ben Ouda spült noch einen Schluck Whisky hinter und schnalzt mit den Lippen. Als er die Beine ausstreckt, quillt sein Bauch unter seinem Mantel hervor.

„Glauben Sie ans Schicksal, Monsieur Llob?“

„Damit läßt sich so manches entschuldigen.“

Er wiegt gedankenverloren den Kopf. „Ich habe oft das Gefühl, daß mir etwas Besonderes vorherbestimmt ist, Sie nicht?“

Mit der Hand unterdrücke ich ein Gähnen.

Er fügt hinzu: „Seit Jahren schon verfolgt mich eine Idee, aber ich hatte bisher keine ... keine richtige Motivation. Ich gehöre eher zu den Langsamen. Aber die Lage im Land wird immer unübersichtlicher, und es drängt mich in letzter Zeit zu reagieren. Doch leider kommen mir jedesmal, wenn ich gerade aktiv werden will, meine Initiativen plötzlich unüberlegt, ungeeignet und selbstmörderisch vor. Zum Glück ist mir Ihr Buch in die Hände gefallen. Als ich es durch hatte, begriff ich, daß ich nicht allein dastehe, und ich beschloß, jetzt allen Ernstes etwas zu unternehmen. Was bei uns alles faul ist, läßt sich kaum benennen. Jetzt oder nie ist der Moment zu handeln, um die Hintergründe und Hintermänner dieser albernen Tragödie schonungslos aufzudecken.“

Eine Tür geht auf, und er unterbricht sich. Ich drehe mich um und erblicke einen jungen Mann von seltener Schönheit, mit einem Gesicht wie ein Mädchen und einem Paar großer himmelblauer Augen. „Oh Pardon!“ entschuldigt er sich.

Ben hat der Zwischenfall aus dem Konzept gebracht. Seine Hängebäckchen sind feuerrot. Der Junge kehrt schleunigst ins Zimmer zurück und schließt sorgsam die Tür hinter sich.

Ich tue so, als hätte ich nichts Anstößiges bemerkt, und schlage, um entspannt zu wirken, locker ein Bein über das andere.

Ben steht auf, geht auf den Balkon. Der Wind zerzaust ihm die Handvoll grauer Haare, die er noch an den Schläfen hat. Er lehnt sich gefährlich weit übers Geländer und läßt seinen Blick über die Bucht schweifen, die von bleichen Hochhäusern

umzingelt wird.

„Kommen Sie mal hierher, Monsieur Llob.“

Ich folge ihm wohl oder übel.

Pathetisch weist er auf Algier: „Sehen Sie sich diese Stadt an. Sie bricht noch zusammen unter der Last der Belanglosigkeit. Abweisend, plebejisch, anonym. Wie ein morsches Modell. Und doch gleicht kein Himmel dem Himmel über Algier. Die Sonne über Algier ist purer Orgasmus. Die Nacht über Algier wahre Idylle. Dieses Land lechzt nach Trunkenheit. Seine Bestimmung ist es, rauschende Feste zu feiern.“

Ich betrachte mit ihm den Hafen, den der Nebel einrahmt, Notre-Dame d’Afrique, die hoch auf ihrem Hügel ihren Ärger hinunterschluckt, die Kasbah, die wie ein zerrissenes Leichentuch wirkt, und habe nicht den leisesten Schimmer, worauf er eigentlich hinaus will.

„Und sehen Sie nur das Resultat von dreißig unglückseligen Jahren Irrsinn. Straßen voller Gefahren, Müllberge, soweit das Auge blickt, und eine Mentalität, bei der selbst der stärkste Scanner durchbrennt. Und das soll nicht tödlich sein!“

Er blickt noch melancholischer drein und wendet sich zu mir um, um mich zum Zeugen zu nehmen. Seine Stimme zittert: „Es gab einmal eine Zeit, da die Geschichte sich in dicken Lettern auf unseren Stelen verewigte. Die Zentauren von einst erquickten sich auf den Feldern unserer Mütter. Sogar die Propheten verneigten sich vor unserer Langlebigkeit. Gestern erst war es, daß die Mythologie ihre Fäden ins Haar unserer Witwen wob und der Horizont seine Faszination aus dem Blick unserer Wai-

sen bezog ... Und sehen Sie nur, was heute aus uns geworden ist: lauter Nullen. Die wandelnde Niedertracht. Alle miteinander.“

Sein Ton steigt drei Oktaven an, als er mit der Faust gegen das Geländer trommelt und nachsetzt: „Und siehe, auf die Rasse der Giganten folgt eine höchst merkwürdige Kolonie von Einsiedlerkrebse, aus deren Gehäuse Galle und Fäulnis quillt.“

Er packt mich bei den Schultern. So, wie man einander seinerzeit im Maquis* [** Widerstandsbewegung im algerischen Freiheitskampf gegen die französische Kolonialmacht*] angefaßt hat.

„Ich möchte das alles zu Papier bringen, Monsieur Llob. Deshalb habe ich Sie kommen lassen.“

Ich befreie mich mehr schlecht als recht aus seiner Umklammerung und kehre in den Salon zurück.

„Sie müssen sich nicht sofort entscheiden, Monsieur Llob.“

„Ich gestehe, Sie bringen mich ein wenig in Verlegenheit. Warum ausgerechnet ich?“

„Warum nicht Sie?“

Das reicht mir nicht. Dreißig Jahre auf Tuchfühlung mit dem Mißgeschick haben mich davon überzeugt, daß nichts, aber auch gar nichts bei uns reiner Zufall ist.

Mir kommt das Wortgefecht, das ich kürzlich mit meinem Direktor hatte, wieder in den Sinn. Versucht da jemand auszutesten, ob ich zu Rückfällen neige? Seit der Terrorismus sich zu einem Gesellschaftsphänomen ausgeweitet hat, ist niemand mehr so verrückt, sich jemand anderem anzuvertrauen. Alles steht in Flammen. In der allgemeinen

Panik weiß man von keinem mehr, auf welcher Seite er steht.

„Ich bin im Besitz eines einzigartigen Dokuments“, versucht er mich zu ködern. „Codename: N.O.S. Ein Programm, auf das selbst der Teufel nicht verfallen wäre.“

Seine Hand umklammert mein Handgelenk, gibt es gleich wieder frei. Er wiegt gemächlich den Kopf hin und her: „Überall nur Fragezeichen, mein lieber Llob. Die Aussichten zu überleben sind in jedem Schlangennest besser als in unserem Land. Aber ob man nun schweigt oder das Maul weit aufreißt, unsere Gesinnung ist es nicht, die *die da* handeln läßt.“

„Ich weiß.“

„Warum also schweigen?“

Er sieht mir voll ins Gesicht. Seine Aufrichtigkeit erschreckt mich. Die Verzweiflung der Großen – das ist wie ein Weltuntergang.

„Unser Land braucht weder Propheten noch einen Präsidenten. Es braucht einen Exorzisten. Denken Sie in Ruhe nach, Monsieur Llob, lassen Sie sich Zeit ...“

Ich strecke ihm brüsk die Hand hin: „Auf Wiedersehen, Monsieur Ouda.“

Er zögert, ehe er mir die seine reicht. „War mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Kommissar.“

Er begleitet mich zum Treppenabsatz und ruft den Aufzug. „Das Chaos bei uns ist wie trübes Wasser, in dem die Mörderhaie ungestört ihre Kreise ziehen. Dieses grauenvolle Spektakel dauert schon viel zu lange. Ich muß so schnell wie möglich Gewißheit haben, wie Sie entscheiden, Kom-

missar.“

„Das werden Sie auch, versprochen.“

Da kommt der Aufzug. Ben hindert ihn daran, mich zu verschlucken. Sein Blick läßt mich nicht los. „Das alles muß sich ändern, Monsieur Llob. *Wir* müssen das alles ändern.“

Ein Zucken springt von seiner Brust über auf sein dreifach gefaltetes Doppelkinn und erfaßt zuletzt den Unterkiefer, während eine riesengroße Traurigkeit sich über sein Lächeln legt.

Endlich geht der Aufzug zu.

Ich habe, das ist sehr lange her, einmal einen Mann verehrt. Jemanden, der in Ordnung war. So lauter wie Wasser. Und immer, wenn er mich auf seine Knie nahm, schwebte mein Kopf in Wolken. Ich habe die Farbe seiner Augen vergessen, den Geruch seines Körpers: ich habe sogar vergessen, wie er aussah, doch ich erinnere mich noch immer an jedes seiner Worte. Er verstand es, die Dinge so zu sagen, wie der Zufall sie entstehen ließ. Er verstand es, mir den Glauben an das einzuflößen, woran er selbst glaubte. Vielleicht war er ein Heiliger. Er war überzeugt davon, daß die Menschen mit einem Minimum an Demut die Walfische und die Ozeane überleben könnten. Es ärgerte ihn sehr zu sehen, daß sie anderswo suchten, was doch vor ihrer Nase lag ... Und daran, daß er partout die Welt ändern wollte, starb er zuletzt, denn er allein hatte sich nicht geändert.

Ein Koloß, wie herausgehauen aus einem Mauerblock, betritt das Kommissariat. Seine Statur füllt den ganzen Korridor aus, das Personal hat gerade noch Platz, sich gegen die Wand zu drücken. Er ist so groß, daß der Laufbursche den Kopf ins Genick werfen muß, um ihm ins Gesicht zu sehen. Sein Schädel ist an den Schläfen glatt- und auf der Stirn eckig ausrasiert, seine Augenbrauen sind in Wimpernhöhe, und wenn er geht, wallt die Luft um ihn herum.

Reihum verstummt das Geklapper der Schreibmaschinen, je weiter der Herkules vorwärtsschreitet, und in den Türen tauchen immer mehr Köpfe auf, um sich zu vergewissern, daß der Terminator, der eben vorüberkam, keine Halluzination ist.

Baya, die Sekretärin, ist gerade dabei, Akten zu ordnen, als sich das Licht um sie herum verfinstert. Beim Anblick des Goliath, der da im Türrahmen klemmt, wäre sie beinahe von der Stehleiter gefallen. Sekundenlang rührt sie sich nicht, die Arme freischwebend, bis sie schließlich piepst: „Ja?“

„Ich suche Kommissar Llob.“

Baya ist im Bann der Stimme des Kolosses, ein kurzes machtvolles Schnarren, wie aus dem Rüssel eines Wildschweins: die Stimme des Männchens in vollendeter Männlichkeit.

„Wen darf ich melden?“

„Ewegh Seddig.“

„Ah! Dann sind Sie der Fallschirmjäger.“ Sie zupft ihre Kleidung zurecht. „Bitte nach links.“

Ewegh wendet so klobig wie ein Panzer. Baya hat gerade noch die Zeit, die Breite seiner Schultern zu ermessen, die Stärke seiner Arme abzuschätzen.

„Welch ein Mann!“ rutscht ihr schwärmerisch heraus.

Lino tut so, als feile er die Fingernägel.

Ich erhebe mich und begrüße den Koloß: „Du bist pünktlich, das ist schon mal ein Pluspunkt. Bitte nimm Platz.“

Ewegh blickt zwischen Stuhl und Sessel hin und her.

Lino, der einen Horror vor Kleiderschränken hat, wirft ihm einen gelangweilten Blick zu und spöttelt: „Sieh erst mal, ob da nicht irgendwo eine Nadel auf dem Sitz liegt, sonst geht dir nachher noch die Luft aus.“

Ewegh ignoriert die Ironie des Leutnants. Der Stuhl ächzt unter der Last.

Lino läßt den Nagelknipser fallen, kreuzt die Beine und tut so, als interessiere er sich brennend für das Porträt des Raïs* [** Staatspräsident*] über meinem Kopf. Dann entfährt es ihm: „Hast du dir die Haare von einem Gärtner schneiden lassen?“

Eweghs Kopf rührt sich keinen Millimeter. Er sitzt da, die Arme auf die Schenkel gestützt, und es ist, als hätte er die Anwesenheit des Leutnants noch immer nicht bemerkt.

Seit dem Tod von Inspektor Serdj** [*** Siehe „Morturi“, Haymon 1999*] ist Lino zu allen grantig. Vor lauter Kummer hat er sich sogar einen Pferdeschwanz wachsen lassen. Damit, könnte man meinen, zeigt er der Republik, was er von ihr hält. In

Wirklichkeit hofft er, sich auf diese Weise die Fundamentalisten vom Hals zu schaffen.

Sein ketzerischer Look hat die Direktion nicht gerade begeistert. Aber Lino hat den Dreh raus: Beim leisesten Vorwurf macht er auf depressiv. Außerdem, prahlt er, habe er seine Schuhe mit Dynamit gefüllt, und wer ihm übereifrig auf die Füße steige, der gehe in die Luft.

Ich blättere in der Akte des Kolosses: 37 Jahre alt. Junggeselle. Erfahrener Ausbilder an der Nationalen Polizeischule. Zwei Auszeichnungen. Drei Diplome. Einen Dienstverweis und ein ganzes Paket voller Verwarnungen.

„Ewegh ist nicht gerade ein häufiger Vorname.“

„Ich bin Targi* [* *Einzahl von Tuareg*].“

„Hat dich die Kantine der Polizeischule dazu gebracht, um deine Versetzung zu bitten? Kommt nicht oft vor, daß jemand die ruhige Kugel, die er in der Polizeischule schiebt, freiwillig gegen die Schinderei im Außendienst eintauscht.“

Er knackt der Reihe nach seine Fingergelenke. Ansonsten bleibt sein Körper so angespannt wie die Sehne eines Bogens.

Er antwortet tonlos: „35% aller Polizisten, die ich ausgebildet habe, sind in Ausübung ihres Dienstes draufgegangen. Daraus habe ich gefolgert, daß meine Methoden veraltet sind, und beschlossen, mich vor Ort weiterzubilden.“

Lino wiehert höhnisch, nicht ohne einen Anflug von Überheblichkeit: „Du sollst sieben Jahre bei den Fallschirmjägern gewesen sein. Haben sie dich gefeuert, weil du vom Baum gefallen bist?“

„Weil ich einen Typ gefeuert habe, der sich in

seinem Dienstgrad wie im Schutz eines Talismans sonnte.“

„Wenn ich recht verstehe, bist du ein Feuerkopf.“

Der Blick des Targi bleibt kurz am Leutnant hängen, dann kehrt er in seine Ausgangsstellung zurück: „Kommt schon vor.“

Da taucht Baya unter dem Vorwand auf, sie könne ein Wort in dem Bericht, den ich ihr in die Hand gedrückt habe, nicht entziffern. Während ich es ihr erkläre, macht sie dem Koloß schöne Augen.

Linosen Venen schwellen an vor Eifersucht: „Was ist los mit dir, Süße? Kannst du plötzlich die Schrift deines Chefs nicht mehr lesen?“

Baya erwidert nichts. Sie nimmt das Manuskript und trollt sich.

Ich schlage die Akte zu, nehme meine Jacke vom Nagel und erhebe mich: „Willkommen im Club Llob, Ewegh Seddig. Zeit für eine kleine Runde. Kannst dich gleich richtig einleben.“

Unser kleiner Familienausflug führt uns nach Bab el Oued zur Hauptpost. Während der Fahrt lasse ich die Sektoren, in denen es ruhig ist, links liegen und konzentriere mich auf die heißen Zonen, die gegnerischen Kneipen und die illegalen Bordelle, in denen die Köpfe der Revolte hin und wieder Entspannung suchen.

Ewegh sitzt in voller Breite auf der Rückbank und begnügt sich damit zu knurren. Von Zeit zu Zeit fährt er auf, woraus ich schließe, daß ihm ein Bärtiger* [** Synonym für Islamist; auch das weiter unten spöttisch als „Nachthemd“ bezeichnete lange Gewand (Qamis) gehört zu deren äußerlichen Attributen*] aufs Radar geraten ist.

„Sind die alle polizeilich erfaßt, diese Waldschra-
te im Nachthemd?“ fragt er endlich.

„Bis hin zu den Spitzbärten!“ prahlt Lino, einen
Fuß ungeniert gegen die Windschutzscheibe ge-
stemmt.

Der Koloß zieht den Reißverschluß über seinen
Kauwerkzeugen wieder zu. Fortan ist weiter nichts
als das Knacken seiner Fingergelenke zu verneh-
men.

Die Garküche von Sid Ali hat ein kariöses Loch
in die Ecke der Rue du Pont gefressen, gerade ge-
genüber einem verkommenen Platz, der schwarz
vor lärmenden Knirpsen ist. Eine Art Grotte, vier
mal acht Meter groß, beidseits ein selbstgezimmer-
ter Tresen, auf dem diverse Sorten von Spießchen
höchst dubioser Natur der Kundschaft harren. Dazu
Tische, die von altersschwachen Stühlen umzingelt
sind. Hinten im Raum lächelt Cheb Hasnis Porträt
ein Belloumi-Poster an^{**} [^{**} *Cheb Hasni = populärster
algerischer Sänger; Belloumi = algerischer Fußballstar;
Seite 19 oben: Mouloudia = beliebte Fußballmannschaft*].
Auf schwächlichen Regalen über der Kasse, inmit-
ten von Wimpeln und Pokalen, zeigen fliegen-
dreckbekleckste Fotos den Herrn des Hauses, wie
er inmitten der Mouloudia-Mannschaft oder stolz
grinsend Seite an Seite mit ehemaligen Box-
Champions posiert.

Kaum macht unsere Zivilkutsche am Bürgersteig
halt, stopft Sid Ali sich schnell sein komplettes
Sandwich in den Mund, um nur nicht mit uns teilen
zu müssen, wischt mit der Schürze hinterher und
hält sich für unseren Empfang bereit.

Er springt mich mit der Begeisterung des ehema-

ligen, zum Imbißbudenbesitzer mutierten Polizisten an: „Na, wie geht's, alter Komiker?“ schreit er und sabbert mir die Wangen voll.

„Wies gerade kommt.“

Er tritt einen Schritt zurück, um meinen Bauch zu bewundern, boxt einmal liebevoll hinein: „Wann ist es denn soweit?“

„Der Doktor sagt, es handele sich um eine nervöse Schwangerschaft.“

Der Wirt wirft den Kopf wiehernd nach hinten, dann erkundigt er sich, sichtlich beeindruckt von Eweghs Statur: „Hast du den in einer Höhle auf gelesen?“

„In einer Flasche!“

„Was du nicht sagst! Und womit fütterst du ihn?“

Dann wendet er sich Lino zu, der so tut, als inspiziere er seine Absätze, um sein Zöpfchen besser zur Geltung zu bringen. „Was ist denn das für ein Tarass Bulba, der ist wohl frisch aus dem Sahel entlaufen?“

„O Mann, das ist doch der Lino!“

„Im Ernst? Der hat sich ja wahnsinnig verändert. Und eine Tonne Schwarzpulver hat er sich in die Fresse geschmiert, wenn mich nicht alles täuscht.“

„Wie kommst du denn auf so einen Schwachsinn?“ knurrt Lino, der es haßt, vor einem Rivalen runtergemacht zu werden.

„Na, die Lunte, die dir hinten im Genick hängt.“

„Das ist ein Pferdeschwanz. Und außerdem nur der sichtbare Teil vom Eisberg. Du solltest mal den anderen sehen!“

Ich stütze mich auf die Theke auf und gehe zum Ernst des Lebens über: „Und, wie sieht die Gegend

hier aus?“

„Des-in-fi-ziert, Kommissar. Ist eine halbe Ewigkeit her, daß wir hier zuletzt den Schatten eines erleuchteten Misthaufens haben herumhängen sehen. Nachdem damals der LKW hochgegangen ist, haben wir uns organisiert. Jede Kakerlake, die im Rinnstein auftaucht, wird auf der Stelle nummeriert und registriert.“

„Schön, das zu hören.“

„Und der fromme Schreihals von Nummer 66?“ zischt Lino, um sich vor dem Neuen in Szene zu setzen.

Sid Ali verschwindet hinter der Theke und wedelt mit einem Fächer die Fliegen von seinen Fleischspießchen.

Er sagt: „Seit man ihm im Kommissariat den Bart gerupft hat, ist er auf der Hut. Er grüßt brav, wenn er vorbeigeht, aber niemand erwidert seinen Gruß. Hier haben alle genug von den Gurus.“

Ich nehme eine Flasche Limo unter die Lupe, finde, daß sie eine höchst merkwürdige Farbe hat, und stelle sie wieder hin.

„Mir ist zu Ohren gekommen, daß sich nachts seltsame Vögel im Hammam* [* Dampfbad] Chérif einquartieren.“

Sid Alis Hand zeichnet beschwichtigend Komma um Komma in die Luft: „Die Jungs sind Typen von der Hochebene. Sie jobben in der Keksfabrik um die Ecke. Die sind durchgecheckt. Sind okay.“

Da kommt ein Anruf von der Zentrale. Lino läuft hin, dann winkt er mich herbei: „Gibt Zoff, Kommy.“

„Heh!“ ruft Sid Ali. „Ich habe heute morgen kei-

nen einzigen Kunden gehabt. Trinkt doch wenigstens was.“

„Ich habe Halsweh, Alter. Ciao, und halt die Augen offen. Unsere Telefonnummer hast du ja ...“

Drei Polizeiwagen stehen mit vergeblich blinkendem Blaulicht vor der Hausnummer 14, Place de la Charité. Inspektor Bliss ist auch schon da, er hockt mit einer ausländischen Zigarette im Schnabel auf der Motorhaube.

Das Liebkind vom Großen Manitu macht nicht den kleinen Finger krumm, um sich eine Spur korrekter in Szene zu setzen. Nur seine Augen weisen mir mit falschem Funkeln den Weg:

„Die Jungs sind schon bei der Arbeit“, teilt er mir zwischen zwei Zügen mit, soll soviel heißen wie: er hat damit nichts am Hut.

Zwei Träume sind mir kurz vor Ende meiner Laufbahn geblieben: meinen Ruhestand im Vollbesitz meiner Kräfte zu genießen und dieses Miststück so lange in der Mikrowelle zu schmoren, bis sein Schädel krachend auseinanderfliegt. Nichts ist widerwärtiger, als von einem Untergebenen, der sich im Schutz des Chefs sonnt, von oben herab behandelt zu werden.

Der Treppenabsatz vom fünften Stock schwimmt in Blut, das in alle Richtungen verläuft und stellenweise schon über die Stufen tropft. Lino bewegt sich mit dem Rücken zur Wand voran, um seine Leinenschuhe nicht zu versauen.

Hie und da taucht ein Polizist auf der Suche nach Indizien auf, während ein Fotograf ein Blitzlichtgewitter auf die Szenerie abschießt. Ben Ouda liegt

in der Diele, enthauptet, die Arme wie am Kreuz ausgebreitet. Auf dem Sofa eine groteske Axt, über und über voll mit bräunlichen Blutklumpen.

„Sein Kopf ist im Badezimmer, in der Kloschüssel“, informiert mich der Brigadier, während er sich mit einem Lappen Spuren von Erbrochenem von der Uniformjacke wischt. „Wenn das so weitergeht, kommen die Menschen in ein paar Generationen gleich mit nichts zwischen den Schultern zur Welt.“

„Wieso? Haben sie denn heute was dazwischen?“

Lino ist nicht weit gekommen. Dieses Gemetzel sieht er Tag für Tag, aber er kann sich einfach nicht daran gewöhnen. Er sucht sich einen Tisch als Halt und zündet sich eine Zigarette an, um nicht gleich loszukotzen.

Der Brigadier fügt hinzu: „In der Garderobe hat sich ein Typ versteckt. Er weigert sich herauszukommen.“

Ich folge ihm ins Schlafzimmer, das ganz in Rosa gestrichen ist, mit männlichen Aktbildern an den Wänden und Blumen in den Ecken. Links ein großer Kleiderschrank mit leicht geöffneten Türflügeln. Ich gehe in die Hocke. Der Knabe kauert ganz hinten im Schrank, den Kopf zwischen den Schenkeln vergraben, und schlottert so sehr, daß seine Zähne gegeneinanderschlagen.

„Kannst rauskommen, Kleiner. Alles vorbei.“

Es ist Ben Oudas Jüngling. Er ist wie betäubt, leichenblaß, und scheint den Sinn meiner Worte nicht verstanden zu haben. Er gibt eine Art Gurgeln von sich und zieht sich noch ein bißchen tiefer ins Dunkle zurück.

„Nun komm schon raus. Der schwarze Mann ist weg.“

Seine Muskeln verhärten sich unter meinen Fingern. Ich ziehe ihn behutsam zu mir her. Er läßt es geschehen wie ein Kind. Der Brigadier hilft ihm, sich aufs Bett zu setzen, bietet ihm ein Glas Wasser an. Der Junge hat nicht die Kraft, den Arm zu heben. Er starrt uns mit irrem Blick an.

Plötzlich bricht es aus ihm heraus: „Nie hätte ich gedacht, daß ein Mensch so schreien kann. Er schrie, wie man gar nicht schreien kann. Ich glaube, seine Schreie werden für alle Zeiten in meinem Kopf nachhallen.“

Ich bitte den Brigadier, sich um den armen Kerl zu kümmern, und gehe ins Wohnzimmer zurück. Lino hängt aufgelöst, mit zerzaustem Zopf, in einem Sessel. Er stiert zur Decke und merkt nicht, daß seine Zigarette nicht mehr brennt.

Im Bad ist der Fotograf dabei, das Ding im Klo zu verewigen. Ich komme näher. Der Kopf des Diplomaten ist ein einziger Alptraum.

„Vorsicht, Kommissar“, warnt mich der Fotograf. „Der Kopf ist vermint. Die Bombe ist direkt darunter.“

Er deutet auf einen Draht, der raffiniert unter dem Sitz versteckt ist.

„Sind die Spezialisten benachrichtigt?“

„Müssen jede Minute da sein.“

Ben Oudas Arbeitszimmer sieht aus, als wäre ein Orkan durchgefegt. Umgestürzte Bücherregale, ausgekippte Schubladen. An der Wand ein kleiner Tresor mit klaffender Tür, völlig leergeräumt.

„Er hat Nachbarn gegenüber, unten drunter und

oben drüber, und trotz des ganzen Lärms hat kein Mensch was gesehen oder gehört.“

„Was willst du?“ seufzt ein Polizist. „Nach mir die Sintflut!“

Die Lebensgeister des Jünglings kehren erst zurück, als die Bombenspezialisten wieder weg sind. Mittlerweile hat die Ambulanz auch die Leiche abtransportiert.

Ich rücke einen Stuhl heran und sehe dem Jungen ins Gesicht. „Na, geht’s schon besser?“

Er nickt kaum wahrnehmbar.

„Wie heißt du denn?“

„Toufik Salem.“

„Und wie alt bist du?“

„Neunzehn.“

„Erkennst du mich wieder?“

„Ja.“

„Was ist eigentlich passiert?“

Seine Augäpfel verdrehen sich. Ich greife schnell nach seinem Handgelenk.

„Wenn du nicht in der Lage bist zu reden, macht das nichts. Dann versuchen wir es später.“

„Ich will bloß weg von hier!“ schluchzt er. „Das ist ein Tollhaus. So tötet man doch keinen. Ich will weg aus dieser Stadt, auf der Stelle.“

„Wieviel waren es denn?“

„Drei oder vier. Ich erinnere mich nicht.“

„Kanntest du sie?“

„Wir empfangen hier doch keine Penner.“

„Waren das Penner?“

„Es waren ... es waren ...“ Er vergräbt den Kopf in den Händen. „Ich will aufwachen, ich will auf-

wachen, ich will aufwachen ...“

Ich lasse ihn fünfzehn Sekunden in Ruhe, dann hake ich nach: „Je schneller du uns auf die Sprünge hilfst, um so größer ist unsere Chance, sie zu schnappen.“

Er wirft ruckartig eine Haarsträhne nach hinten und holt tief Luft. Seine Hände zerknüllen das Laken.

„Es hat geläutet. Ben ist nachsehen gegangen, wer da ist. Ich war im Schlafzimmer und habe sie mit ihren Waffen hereinstürzen sehen. Ich habe mich schnell im Schrank versteckt. Ein Typ ist das Schlafzimmer kontrollieren gekommen. Mich hat er nicht gesehen. Er ist wieder ins Wohnzimmer zurück. Ben war wütend. Er forderte sie auf, sofort zu verschwinden, und drohte mit der Polizei. Ich glaube, sie haben ihn zusammengeschlagen. Ich habe gehört, wie er zusammengebrochen ist. ‚Wo ist die Diskette?‘ haben sie gebrüllt. Ben sagte, er wisse nicht, wovon sie sprächen. Da sind sie über ihn hergefallen. Er schrie, als ob die Welt unterginge. Er schrie so sehr, daß ich ohnmächtig geworden bin ... Bitte, sagen Sie mir, daß das alles nicht wahr ist. Ich flehe Sie an, rütteln Sie mich wach!“

Der Rest seiner Klage geht unter in langem Gestöhn.

„Kümmer dich um ihn“, sage ich zum Brigadier und gebe Lino und Ewegh ein Zeichen, mir zu folgen.

Draußen legt sich die Dämmerung auf die Stadt wie ein frigidier, verbitterter Nachtmahr auf eine Brennessel. Am Himmel, an dem es trügerisch

lichtert, steht der Mond wie der leibhaftige böse Blick. In der Ferne, auf hoher See, die sich in Finsternis auflöst, hat sich ein abtrünniger Frachter in ein Glühwürmchen verwandelt, doch niemand tut ihm den Gefallen, auf seine Maskerade einzugehen. Es ist die Stunde, da die Menschen sich hinter Schloß und Riegel verkriechen, um sich ein Alibi zu verschaffen, da ihr Gewissen an der Kette liegt und bleierner Schlaf ihre Lider beschwert. Algier kehrt in die Hölle zurück. Seine Schutzpatrone helfen ihm nicht mehr. Seine Nachtwachen sind wie Totenwachen. Das geringste Blätterrauschen hält man für ein Todesröcheln.

3

Die Geheimdienstzentrale ist bestens getarnt. Es käme keinem zufälligen Gaffer in den Sinn, daß hinter den Trümmern einer stillgelegten Fabrik einer der geschäftigsten Nachrichtendienste des Kontinents am Werk ist.

Ich bin schon einmal dagewesen, zu der Zeit, als Kommissar Dine Chef der EDV-Abteilung war. Wenn ich daran denke, schaudert's mich noch heute.

Ein als Penner verkleideter Wärter öffnet mir eine Pforte und geleitet mich durch ein Labyrinth aus unterschiedlichsten Materialien. Dann ein Schiebefenster und ein anderer Wärter, in Anzug und Krawatte diesmal, der meine Papiere beschlagnahmt,

mich in ein Register einträgt und in die Höhle des Löwen katapultiert.

Keine Zeit mehr, kleine weiße Kieselsteine auf den Weg zu streuen. Ein Aufzug verschluckt mich und kotzt mich wie ein verdorbenes Lebensmittel mitten auf einem Gang aus, der jedem OP-Trakt zur Ehre gereichte. Jetzt braucht's wirklich keine Begleitung mehr. Rotierende Kameras machen Röntgenbilder von dir, und dein Instinkt führt dich immer der Nase nach deinem Schicksal entgegen.

Meines sieht aus wie ein braver Stammeshäuptling. Seine Kobrabrille trägt er ebenso hoheitsvoll zur Schau wie seine fünfzig Jahre. Er ist kaum größer als ein Kilometerstein, mit einem Lächeln, das in einem Sanatorium harmlos gewirkt hätte, dennoch entströmt seiner Person eine solche Autorität und solches Mißtrauen, daß du anfängst, deinem eigenen Schatten nicht mehr über den Weg zu trauen.

Er kommt hinter seinem nüchternen Schreibtisch hervor, drückt mir die Hand, spürt mein Unbehagen und versucht, mich zu beruhigen: „Es sind nur ein paar Formalitäten zu erledigen, Kommissar. Nehmen Sie doch bitte Platz ...“

Da funkt das Telefon dazwischen. Mein Gastgeber entschuldigt sich. Er hört lange schweigend zu, legt auf und wendet sich wieder mir zu, doch sein Lächeln, das hat er auf dem Apparat zurückgelassen.

Ich zücke meine Zigaretten. Er legt mir nahe, lieber nicht zu rauchen. Ich wette, er will mich auf die Probe stellen.

„Ihr Direktor hat Sie sicher davon in Kenntnis

gesetzt, daß wir uns für den Fall Ben Ouda interessieren. Der Verstorbene war ein äußerst einflußreicher Diplomat. Wir haben Grund zu vermuten, daß für seine Beseitigung wichtige politische Motive ausschlaggebend waren. Sie haben ja heute früh die Zeitung gelesen. Es wird wild drauflos spekuliert, und das löst Verärgerung in den höheren Sphären aus. Ich weiß nicht, ob Sie auf dem laufenden sind: Unser einziger Zeuge, Toufik Salem, der Junge, mit dem er zusammenlebte, hat sich gestern abend aus dem fünften Stock gestürzt.“

„Ich bin auf dem laufenden.“

Er breitet auf dem Tisch eine Kopie der Zeugenaussage des seligen Toufik aus und trommelt mit dem Finger auf ein Schlüsselwort: „Was hat er mit der ‚Diskette‘ gemeint, Kommissar?“

„Keine Ahnung.“

„Haben Sie nicht versucht, mehr darüber herauszufinden?“

„Der Junge stand unter Schock.“

„Sie hätten nicht lockerlassen dürfen.“

„Ich hatte vor, zu einem späteren Zeitpunkt mit ihm weiterzuplaudern.“

„Eine unglückliche Idee, wie Sie sehen. Jetzt ist er tot.“

„Wirklich Pech.“

Meine Gemütsruhe regt ihn auf. Er steckt die Kopie der Aussage in die Akte zurück, kommt mit der Nase ganz nah an mich heran und blafft mir ins Gesicht: „Was hatten Sie bei Ben Ouda zwei Tage vor seinem Tod zu suchen?“

Fünf Sekunden lang habe ich Pudding in den Beinen.

„Er hatte mich gebeten vorbeizukommen.“

„Warum?“

„Um zu plaudern.“

„Worüber?“

„Über Vögel.“

Er trommelt mit den Fingern auf die Akte ein. Seine Kiefer verkrampfen sich, lockern sich aber gleich wieder.

Ganz ruhig sagt er: „Sie sind Polizist. Sie wissen ja, was das heißt.“

„Der Hauptverdächtige zu sein?“

„Kooperativ zu sein ... Sie kannten sich?“

„Wir haben uns 1965 in Ghardaia gesehen.“

„Trafen Sie sich regelmäßig?“

„Nein.“

„Und warum diesmal?“

„Er hatte mein Buch gelesen. Er wollte mir dazu gratulieren.“

Er streicht sich über den Schnauzbart. Er ist nicht überzeugt: „Und er kam Ihnen nicht besorgt vor?“

„Kaum.“

„Er hat nicht zufällig etwas von einer ‚Diskette‘ gesagt?“

„Nein.“

„Oder von Dokumenten oder irgend etwas in der Art?“

„Hören Sie, ich habe mein Omelett auf dem Feuer stehenlassen und bis jetzt noch nicht gefrühstückt. Mein Besuch bei Ben Ouda war ein reiner Höflichkeitsbesuch. Er wurde in meinem Sektor liquidiert. Ich verspreche Ihnen, Sie über das Ergebnis meiner Ermittlungen in Kenntnis zu setzen. Das abgekühlte Klima hier bekommt mir nicht.“

Meine Wohnung liegt neben einem freien Feld, wenn Sie verstehen.“

Zu meiner großen Überraschung läutet er nach dem Laufburschen und bittet ihn, mich hinauszu-
begleiten.

Wir trennen uns ohne ein weiteres Wort, ohne jeden Händedruck. Ehe ich das Büro verlasse, drehe ich mich noch einmal um. Und was ich in seinem Blick entdecke, läßt meine Nierensteine schlottern.

Eine geschlagene Woche lang hätte ich mir vom vielen Kopfdrehen fast die Halswirbel verstaucht. Ich hatte ständig das Gefühl, beschattet zu werden. Und während ich noch darauf warte, daß über mir der Himmel einstürzt, stolpere ich über eine zweite Leiche.

Eine Traube von Gaffern drängt sich gegenüber der Villa Nummer 18 in der Rue Ferhat Saïd und beobachtet schweigend die Polizisten, die sich davor zu schaffen machen.

Bliss kauert vor einem von Kugeln durchsiebten Auto und betrachtet die Schlüssel, die am Boden liegen: „Er hatte nicht einmal mehr Zeit, die Wagentür zu öffnen.“

„Wer?“ fragte ich, erbost über die Fähigkeit des Giftzwergs, offenbar überall gleichzeitig zu sein.

„Abad Nasser, 67 Jahre alt, Junggeselle, Professor an der Universität von Benak* [** Benak = umgangssprachliche Abkürzung für Ben Aknoun, einen Stadtteil von Algier*].“

„Noch ein Intellektueller weniger“, seufzt Lino.

„Den Zeugen nach waren sie zu dritt“, redet Bliss weiter. „Einer ist am Steuer geblieben. Die zwei

anderen haben das Opfer bis in den Innenhof seiner Villa verfolgt. Hier und im Inneren finden sich Patronenhülsen. Es war eine 7,62er. Vermutlich eine Kalaschnikow. Ist gegen dreizehn Uhr passiert. Der Professor wollte gerade nach Benak aufbrechen.“

Der Leichnam des Professors liegt verzerrt auf der Freitreppe, die Brille zertreten davor auf dem Weg. Er ist ein alter Mann, weißhaarig, hager und hochgewachsen, mit einem Gesicht, das aussieht wie mit dem Meißel gehämmert. Mit der Linken hält er noch den Mantelkragen hoch, als wolle er sich in einem absurden Selbstverteidigungsreflex vor dem Kugelhagel schützen.

„Sie waren in einem grauen Peugeot“, fährt Bliss fort, um uns zu verstehen zu geben, daß er nichts dem Zufall überlassen hat. „Ich habe die Autonummer gleich an die Zentrale durchgegeben.“

„Danke, du wirst nicht mehr gebraucht.“

Mein trockener Ton verschlägt ihm die Sprache. Er verschwindet. Und es ist, als ginge die Sonne auf.

Von seinem Geunke befreit, kann ich mich endlich ungestört der Tragödie zuwenden. Ehe er den Geist aufgegeben hat, hat der Professor noch etwas auf eine Treppenstufe gekritzelt. Das Blut ist geronnen, doch die Fingerspuren sind gut erkennbar: „HIV“ steht da zu lesen.

„Hast du noch ein paar Vögelchen im Kasten?“ frage ich den Fotografen.

„Noch ein ganzes Nest voll, Chef.“

„Dann mach mir eine Großaufnahme von diesen seltsamen Großbuchstaben.“

„Finger weg!“ tobt ein helles Stimmchen.

Ein Mickerling im Mafioso-Anzug, der wie ein Billig-Imitat aussieht, rennt den Polizisten, der vor der Villa Wache steht, über den Haufen und stürzt auf mich zu, wobei er mir sein Abzeichen entgegenhält, als schwingt er das Kreuzifix vor einem Vampir.

„Capitaine Berrah vom Geheimdienst. Meine Leute werden gleich da sein. Packen Sie Ihren Zirkus zusammen und machen Sie, daß Sie wegkommen.“

„Sachte, sachte, Capitaine. Sie werden uns noch einen Schreck einjagen.“

„Mir egal. Packen Sie Ihren Krempel ein und ziehen Sie Leine, Kommissar.“

„Noch ein falscher Ton, du Klapphorn“, lehnt Lino sich auf, „und du landest gleich selber mitten im Krempel!“

Da ist er baff, der Kollege! Er runzelt verstört die Brauen, total überrascht von der Aufsässigkeit des Untergebenen, sieht mich an und fragt, wobei er mit dem Daumen auf ihn zeigt: „Wo kommt denn diese Kaulquappe her?“

„Aus Jupiters Schenkel“, antworte ich.

Er macht auf beleidigte Gottheit, der Capitaine, nimmt den Himmel, dann den Erdboden ins Visier, ehe er mich, ohne den Daumen von der Schulter zu nehmen, erneut befragt: „Wie hat er mich doch gleich genannt?“

„Klapphorn“, bestätigt Lino im Brustton der Verachtung. „Kleines Loch und große Klappe.“

Erst da läßt sich der Capitaine dazu herbei, dem Lästermaul ins Angesicht zu blicken, wobei er sich

den Daumen gegen die Brust drückt: „Ich, ein Klapphorn?“

„Ja! Du, ein Klapphorn!“

Ich versuche, sie zu beschwichtigen, gemäß Rundschreiben Nummer 129 des Innenministeriums. Der Capitaine weigert sich, Waffenstillstand zu schließen. Sein Gesicht ist verzerrt, er wiegt sich auf der Stelle hin und her. Ohne den Daumen von seiner Brust zu lösen, streckt er den Zeigefinger Richtung Lino aus: „Du wirst bald von Berrah reden hören, kleiner Kerl. Und dein Chinesenzöpfchen, das scher ich dir mit dem Rasenmäher ab.“

„Wenn du schon dabei bist, ich hätte vorne noch was, das auch mal geschoren werden müßte.“

Da zuckt Berrahs Hand ins Jackett. Eine unglückliche, höchst bedauerliche Geste, denn im selben Moment fährt Ewegh seinen Arm aus. Und James Bond 000 kreiselt zweimal um sich selbst, ehe er mit lädiertes Nase auf dem Gehweg landet. Er stammelt aufgelöst: „Ich wollte doch nur meinen Kuli rausholen, um seine Dienstnummer aufzuschreiben.“

Und Ewegh, seelenruhig: „Ich dachte, der greift nach seiner Knarre.“

Damit ist der Fall für ihn erledigt.

Die Sonne quält sich hinter dem Märtyrerdenkmal hervor. Sie würde gerne mit den Wolken flirten, doch sie fürchtet, man könnte sie für eine Wildente halten. Der Himmel überzieht mit seinem Blues die zitternde Bucht. Algier ist reglos vor Kummer, erstarrt wie ein Clochard, der seinen Rausch aus-

schläft. In sich gesunken, müht sich die Stadt, ihre nervösen Zuckungen zu unterdrücken, um nicht plötzlich zu explodieren.

In meinem stressigen Büro versuche ich vergeblich, im Kaffeesatz zu lesen. Lino und Ewegh sind vor den Disziplinartrat zitiert und müssen sich anhören, was für böse Buben sie sind. Dem einen werfen sie seine Aufmüpfigkeit vor, dem anderen, das Hauptarbeitsinstrument des Capitaine, sprich seinen Riecher, ernstlich beschädigt zu haben.

Mir wachsen graue Haare, während ich zerstreut HIV auf sämtliche Blätter kritzele, die in Reichweite meiner Tristesse herumliegen.

Baya ist zweimal gekommen, um mir eine Dienstanweisung zu erklären. Ich habe kein Wort kapiert.

Ich bin nicht gut drauf.

Kurz bevor die Überstunde schlägt, dringt der Direktor in meine Höhle vor. Mit einem Fingerschnippen scheucht er die Sekretärin hinaus, dann vertraut er mir an: „Ich habe vor zehn Minuten mit dem Disziplinartrat telefoniert. Der Vorsitzende ist ein Freund von mir. Er hat mir versprochen, nachsichtig zu sein.“

„Wäre mir unangenehm, wenn er sie öffentlich kastrieren ließe“, sage ich resigniert.

„Mit etwas Glück wird's nur ein Verweis.“

Er läßt sich in den Sessel fallen, betrachtet die Risse, die sich wie Arabesken über die Decke ziehen, kommt auf meinen Weltschmerz zurück: „Die Lage ist ernst, Brahim. Wir haben es mit dem furchtbarsten aller Fundamentalismen zu tun. Es ist nichts gewonnen, wenn wir uns untereinander ver-

krachen. Kripo, Sitte, Geheimdienst – für den Feind ist das alles eins.“

Ich zünde eine Zigarette an, atme den Rauch durch die Nase aus. Der Boß weicht zur Seite, um dem Qualm zu entgehen.

„Versuche mal, die Stirn zu runzeln, wenn du deine Männer siehst, Kommissar. Ich wünsche, daß du sie nachher gründlich zusammenstauchst. Wir sitzen tief genug in der Scheiße, ich will unter meinem Dach keine Gangster aufziehen.“

Er steht auf, macht ein Gesicht, als fiel ihm plötzlich ein unendlich wichtiges Detail ein: „Hätte ich fast vergessen. Was nützt es ihm eigentlich, deinem Lino, sich so zum Gespött zu machen? Was soll der Zopf in seinem Nacken? Versuch ihn zur Vernunft zu bringen, Himmel noch mal. Ihm fehlen ja nur noch die Titten.“

Ich nicke zustimmend.

Er fügt hinzu: „Und dein Koloß, bist du sicher, daß er sie noch alle hat?“

„Seine Fäuste jedenfalls, die hat er noch alle, da gibt es nichts.“

„Bring ihm bitte bei, daß er sie künftig in der Hosentasche läßt. Der ist noch nicht ganz bei uns angekommen.“

„Werde sehen, was sich machen läßt.“

Er blickt dem sich kräuselnden Rauch nach, schüttelt unmerklich den Kopf.

„Ich habe heute früh Capitaine Berrah gesehen. Habe ihn nicht wiedererkannt. Man könnte meinen, ein Windstoß hätte ihm die Tür vom Tresor ins Gesicht geknallt. Der Ärmste, seine Ray Ban kann er jetzt wohl verschrotten.“

„Wirklich betrüblich, dabei setzen sie sich beim Geheimdienst so gern in Szene.“

Er lächelt. Kommt selten genug vor, aber dieses eine Mal steht es ihm echt gut.

4

Lino hat den Vormittag einsam in der Einsatzzentrale verbracht, mit seinem Notizbuch, seinem Zopf und Bergen von Archivmaterial, um sich innerlich wie äußerlich wieder in Form zu bringen. Gegen Mittag geruht er, uns zu empfangen. Er hat zwei Pinnwände aufgestellt. Auf der linken stecken großformatige Fotos von Ben Ouda und Professor Abad, auf der rechten die Fotos von vier zottigen Gesellen, die dreinblicken, als hätten sie das Rasieren definitiv unter die Todsünden eingereiht.

Lino wartet geduldig, bis ich mich aus meiner Jacke geschält und mit dem Targi auf den Metallstühlen Platz genommen habe, dann räuspert er sich und bittet um Ruhe. Eine Mücke beginnt zu surren. Wir halten die Luft an.

Er ist konzentriert wie ein Messerwerfer, so, als hinge davon seine Karriere ab, fährt zackig seinen Drehkuli aus und deutet damit auf die Pinnwand zur Rechten.

„Der Hausmeister von der Place de la Charité Nummer 14 und weitere Augenzeugen haben vier der fünf Mörder des Diplomaten und des Professors identifiziert. Es handelt sich um – erstens:

Mérouane Sid Ahmed, genannt TNT, die reinste ökologische Katastrophe, Junggeselle, ohne Beruf, stammt aus Aïn Defla, war an beiden Attentaten beteiligt ... zweitens: Bliidi Kamel, 30 Jahre alt, verheiratet, vier Kinder, Trödler in El Harrach, war an beiden Attentaten beteiligt ... drittens: Zaddam Brahim, 32 Jahre alt, Afghanistanveteran, war am zweiten Attentat nicht beteiligt ... viertens: Gaïd Ali, genannt ‚der Friseur‘, 25 Jahre alt, der Emir der Gruppe, würde die Hölle ebenso schnell leerfe-gen wie der Schwarze Mann die Kinderstube, verantwortlich für sämtliche Autobombenattentate, die in letzter Zeit in Algier passiert sind, siebzehn Morde in acht Monaten ...“

„War er von Beruf Friseur?“ hake ich nach, um seinen Redeschwall zu bremsen.

„Das ist nur sein Spitzname, weil er seinen Opfern immer den Kopf abschneidet.“

Ewegh blickt angestrengt auf das Foto des „Emirs“ und fragt: „Kannten sie sich, der Diplomat und der Professor?“

„Offenbar nicht. Das waren zwei ganz gegensätzliche Charaktere, der Diplomat verkehrte in den höchsten Kreisen, den Professor zog es eher in die Niederungen.“

„Erzähl uns mehr über den Professor.“

„Da gibt’s nicht viel zu sagen. Er lebte außerordentlich zurückgezogen. Freunde hatte er keine. Seine Studenten nannten ihn „den Eremiten“. Ein Leben in geordneten Bahnen: von der Arbeit in die Kneipe ins Bett. War Berater von Saïd Rafik. Hat den Job nach drei Monaten wieder geschmissen.“

„Wer ist dieser Rafik?“

„Na hör mal, der Kulturminister.“

„Sieh einer an, und ich dachte immer, der einzige Kulturminister, den Algerien je hatte, wäre Jack Lang* [** populärer französischer Kulturminister*] ... Und warum hat er gekündigt?“

„Unverträglichkeit der Charaktere.“

Bliss stößt die Tür zur Einsatzzentrale auf und präsentiert mit funkelnden Augen seine Rattenvision: „Wir haben den Peugeot gefunden. Leutnant Charter ist schon an Ort und Stelle.“

Ich werfe ihm einen feindseligen Blick zu und frage zurück: „Na und?“

Es gibt Orte, die scheinen den Tiefen der Vergangenheit entstieg. Ihr Ruhm ist zu Staub und Asche geworden. Sie sind nur noch da, um durch die Köpfe zu spuken. Wie ein Museum, dessen Tor für alle Zeiten verriegelt ist, eine Muse, deren Lippen auf ewig versiegelt sind. Die Sonne scheint nicht für sie, und ihre Tage sind bleichen Nächten gleich.

Die Kasbah entstammt zwar nicht jener fernsten Vergangenheit, doch aus jenen Tiefen steigen ihre Tragödien und Gespenster auf. Ein Narr, wer ihre architektonische Bedeutung preist – nur Trümmer und Schutt sind davon übriggeblieben. Sie schwebt zwischen Utopie und Erinnerung, härt sich wortlos zu Tode und grollt den Gezeiten, sie nicht längst hinweggeschwemmt zu haben.

Hier, in diesem unentwirrbaren Spinnennetz, gärt und wuchert die Resignation wie ein giftiger Teig. Die Menschen haben das Warten aufgegeben. Die Füße im Fegefeuer, den Kopf halb im Jenseits, vegetieren sie dahin, und ihre Gebete klingen aus

in Verwünschungen. Die Graffiti wirken hier wie Grabinschriften. Die Pflastersteine überziehen Straßen, die jede Erinnerung an bessere Tage verloren haben, mit der Beulenpest. Aus den Hausfluren sickert die Dämmerung in die Köpfe ein.

Die Kasbah, Müllhalde für alles Unglück der Welt, läßt den Sturmangriff auf ihre heldenhafte Vergangenheit über sich ergehen wie eine Witwe die Liebesbekundungen eines gekreuzigten Gatten, dessen Gedächtnis die Kinder an jeder Straßenecke mit Füßen treten.

Die Kneipe *Club des amis* ist für die Kasbah das, was der Hof für den Sträfling ist. Wer dorthin will, muß darauf achten, wohin er die Füße setzt. Es ist eine versiffte, höchst dubiose Kaschemme. Hier treffen sich die, die nicht wissen wohin, halten sich trübselig am Kaffee fest und warten auf die Nacht, den kleinen Tod. Von früh bis spät sind sie da, traktieren die Tische mit ihren Dominosteinen, beginnen den Tag mit Doppelsechs und beenden ihn mit Doppelweiß. Wenn sie glauben, gewonnen zu haben, haben sie schon wieder verloren. Den Tagen, die an ihnen vorüberziehen, wenden sie den Rücken zu wie den Versprechungen des wortbrüchigen Vaterlandes. Grau sind die Gesichter, und die Seelen sind verpfändet an eine alles verschlingende Gott- und Trostlosigkeit.

Unser Auftauchen löst alles andere als Entzücken aus. Ich lasse mich mit dem Targi an der Bar nieder. Sofort hört Eweghs Nebenmann – ein monumentales Museumsstück – damit auf, in sein Gebräu zu stieren, und beginnt, mit angewiderter Miene die Luft durch die Nüstern zu saugen.

„Welches Arschloch hat denn da vergessen, im Scheißhaus die Kette zu ziehen?“ brummt er ungehalten. Dann, als er den Targi zu seiner Rechten entdeckt, stirnrunzelnd: „Sieh mal an! Ein Dinosaurier!“

Vereinzelte Lacher spornen den Komiker an, an den Wirt gewandt hinzuzufügen: „Du hast mir ja gar nicht gesagt, daß ein chinesischer Wanderzirkus in der Nähe gastiert.“

„Du hast ja nicht danach gefragt.“

Der Witzbold dreht sich jetzt ganz zu Ewegh und mustert ihn abschätzig von Kopf bis Fuß. Dann streckt er einen Finger vor und stupst ihn an: „Du bist hier im falschen Zirkus, Dino,

hau ab, aber schnell.“

„...“

„Hey, Dino!“

„Du täuschst dich offenbar in der Person“, brummt der Targi.

„In der Person vielleicht schon, aber niemals im Tier.“

Gellendes Gelächter erschüttert den Raum. Der Kerl fühlt sich geschmeichelt und stupst Ewegh ein zweites Mal an. Es bleibt ihm keine Zeit, noch einen Witz zu reißen. Eweghs Arm fährt blitzschnell aus, und was auf der Strecke bleibt, ist die Nase des Spaßvogels.

Atemloses Schweigen unter den Zuschauern.

Ewegh packt den Knaben am Genick und hält dem Wirt die verwüstete Visage vors Gesicht: „Ist wohl deinem chinesischen Wanderzirkus entlaufen, der Clown.“

Im Handumdrehen zieht sich die versammelte

Kundschaft zurück und nimmt das, was vom Komiker noch übrig ist, gleich mit.

Der Wirt ignoriert uns hinter seinem plumpen Tresen und grinst sich garstig in den Bart: Er ist ein Krüppel mit dem Look eines gotischen Wasserspeiers, eine glotzügige Kreatur, der der Kopf zwischen den Schultern klemmt. Dazu soviel Haar im Gesicht, daß man meinen könnte, er wäre verummmt. Kurz, exakt die Art Geschöpf, die man älteren Leuten, schwangeren Frauen und wohlgezogenen Kindern nie ohne Vorwarnung zeigen sollte.

„Ben Hamid?“ frage ich.

„Schon möglich.“

Eine Sekunde lang fährt sein Blick durch mich hindurch.

„Der graue Peugeot mit der Nummer 44999.195.16, ist das Ihrer?“

„Schon möglich.“

„Wurde Ihnen gestohlen?“

„Ich habe Anzeige erstattet.“

„Mit vierundzwanzig Stunden Verspätung?“

Er hört auf, an seinem Bart zu zupfen, greift nach einem Lappen und beginnt mechanisch, den Tresen zu wischen.

Er brummelt: „Das ist an einem Freitag passiert.“

„Die Polizei hat keinen freien Tag.“

„Den Freitag widme ich dem Gebet. War's das?“

„Wir haben noch nicht mal angefangen.“

Er schmeißt den Lappen auf den Boden und beginnt, die Tassen in einem Becken voll Schmutzwasser zu spülen.

„Ihr habt kein Recht, meine Kunden zu verjagen.“

Das hier ist mein Broterwerb.“

„Wir haben niemanden verjagt. Wir leben in einer Demokratie. Bitte erzählen Sie, wie der Diebstahl sich zugetragen hat.“

„Wie viele Polizeien gibt's denn noch in diesem Scheißland? Ich werde doch nicht mein Leben damit verbringen, mich von einem Bullen nach dem anderen ausquetschen zu lassen. Ich habe auch noch was anderes zu tun.“

Mein Blick wird schärfer.

Er bläst die Backen auf zum Zeichen des Überdresses und trocknet die Tassen mit einem schmutzigen Lappen ab.

„Es war vier Uhr morgens. Sie haben mir die Tür eingetreten, mir eine Knarre an die Schläfe gehalten und mich gezwungen, ihnen die Zündschlüssel zu geben.“

„Wie viele waren es?“

„Hab ich nicht gezählt.“

„Würdest du sie wiedererkennen?“

„Es war dunkel.“

„Genau vor deinem Patio steht eine Laterne. Und die leuchtet ganz gut. Ich hab's überprüft.“

„Dann hatten sie eben Masken auf.“

Ewegh wird unruhig. Gefährlich unruhig. Ich bitte ihn, sich in Geduld zu fassen.

Der Wirt höhnt: „Hat er ein Problem, dein ausgestopfter Gorilla? Garantiert hat er Sehnsucht nach seinem Heu.“

Ewegh bewahrt die Ruhe.

Der Wirt blickt ihn einen Moment lang höhnisch an, ehe er die schon abgetrockneten Tassen wieder ins Spülwasser taucht.

„Ich sehe die Polente lieber von fern. Ich bin so allergisch gegen die Bullen, daß schon der Anblick eines Kalbs mich zum Kotzen bringt. Ich halt euch nicht auf, wenn ihr fertig seid. Irgendwelche Typen haben meine Karre mitgehen lassen. Ich habe Anzeige erstattet. Für mich ist die Geschichte erledigt.“

„Das passiert dir jetzt schon zum dritten Mal innerhalb von zwei Monaten.“

„Ich wohne halt in einer widerlichen Ecke. Was hättest du denn gemacht mit einer abgesägten Schrotflinte im Ohr?“

Ich breite die Fotos der vier Schlächter auf dem Tresen aus.

„Sind nicht einer oder zwei von deinen Angreifern darunter?“

Er fährt kurz mit der Hand über die Fotos, schüttelt den Kopf. „Die kenne ich nicht.“

„Sieh sie dir gut an.“

„Ich bin nicht kurzsichtig.“

„Und der da, der dritte von links?“

„Kenne ich nicht.“

„Der heißt Gäid Ali, genannt der Friseur. Ist dein Nachbar.“

„Schon möglich. War's das?“

„Dein Auto haben wir wiedergefunden.“ (Er springt nicht gerade an die Decke aus Freude über eine Kiste, die immerhin 80 Millionen wert ist.)

„Mit den Fingerabdrücken deines Nachbarn drauf.“

„Was willst du? Heutzutage ist auf keinen mehr Verlaß.“

„Dein Auto wurde von den Mördern von Professor Abad Nasser benutzt.“

Ebensogut hätte ich einem Mullah schöne Augen machen können. Er begnügt sich damit, intensiv ein Glas zu betrachten.

„Ich habe den Diebstahl angezeigt. Es lag an euch, weitere Maßnahmen zu treffen. War's das dann?“

„Für den Augenblick schon.“

Ewegh beugt sich von neuem über den Tresen.

„Ich heiße Ewegh Seddig, und ich habe nichts von einem barmherzigen Samariter an mir. Du kannst deinen schlechtrasierten Kumpels einen schönen Gruß bestellen: ich werde ihnen ein Fest ausrichten, bei dem ich ihnen nichts, aber auch gar nichts schenken werde.“

Der Wirt nickt verächtlich: „Wenn du sagst, Dino.“

Ich habe keine Zeit mehr, den Schicksalsschlag zu verhindern. Die Targifaust zuckt blitzartig vor. Den Wirt schleudert es gegen die Wand, und wo eben noch sein Gesicht war, ist jetzt ein Puzzle.

„Ewegh“, verbessert der Bulle, „nicht Dino. Solltest du dir merken.“

5

Man nehme eine Mumie, wickle sie neu, und schon hat man eine Vorstellung von dem Typen, den ich in Zimmer 33 in der Klinik Sidi Mabrouk vorfinde.

Ist ganz schön heruntergekommen, Athmane Mamar. Vor nicht allzu langer Zeit hätte das

kleinste Wehwehchen die halbe Stadt um ihn herum auf die Beine gebracht. Und heute ist es schon viel, wenn ihm einer überhaupt mal Fieber mißt.

Wie er da auf seiner stinkigen Pritsche liegt, an einen Vitamintropf gefesselt, neben sich beutegeiergleich eine Krankenschwester, erweckt Athmane Mitleid. Als er mich hereinkommen sieht, zuckt ein zerknirschtes Lächeln über sein Gesicht.

„Na, wie geht’s, du wundersam Erretteter?“

Er ruckelt heftig inmitten seiner Verbände und röchelt. Ich bitte ihn, ruhig zu bleiben, und pflanze mich mit einer Pobacke auf die Bettkante.

„Du siehst aus wie eine Wurst in Klopapier“, er öffne ich ihm.

„Hilf mir lieber, mich aufzusetzen.“

Ich richte ihm sein Kissen mit derselben Umsicht, wie sie ein Sprengmeister beim Entschärfen einer Bombe an den Tag legen würde. Er dankt mir mit einem Kopfnicken. Die Krankenschwester hört mit ihrem Getue auf und läßt uns allein.

Ich lasse meinen Blick durchs Zimmer wandern, auf die Mauern, die in scheußlichem Grau gekalkt sind, den Nachttisch, den die Überreste eines ärmlichen Mahls besudeln.

„Blumen hat dir wohl keiner mitgebracht.“

„Noch sind wir nicht auf meiner Beerdigung.“

„Attentat?“

„Unfall.“

„Was ist passiert?“

„Ein schlecht isoliertes Kabel. Mein Betrieb hat schneller als ein Strohballen Feuer gefangen. Ich hatte noch nicht mal Zeit, mich in Sicherheit zu bringen.“

„Das hättest du als Attentat verkaufen können. Würde dein Prestige aufmöbeln, und später hättest du Anspruch auf den Märtyrerstatus.“

„Habe ich mir auch schon überlegt, aber ich hatte Angst, die, die mir früher mal in den Arsch gekrochen sind, dadurch auf dumme Gedanken zu bringen.“

Athmane und ich kennen uns seit den Siebzigern. Wir waren damals beide militante FLN-Aktivisten, ich aus Vaterlandsliebe, er aus Geldgier. Er war der Liebling von Algiers High Society und häufte Privilegien an wie eine alte Nutte die Pariser.

Er seufzt. „Du bist nur gekommen, um dich an meinem Unglück zu weiden.“

„Unrecht Gut gedeiht nicht gut. Alter Spruch, aber so gut wie neu, hab ich dir schon früher gesagt. Doch es gehört nicht zu meinen Hobbys, mich am Mißgeschick anderer zu ergötzen, wenn du es genau wissen willst.“

Er dreht sich von mir weg.

Jenseits des Fensters, das ein Vorhang aus Spinnweben verschleiert, ducken sich die Hochhäuser unter einer schwärzlichen Dunsthaube. Gereizt rempeln sich die Wolken an, während ein feiner Regen auf die Scheiben trommelt. Es ist noch nicht achtzehn Uhr und schon Nacht in Algier.

„Was willst du, Llob?“

Ich knalle ihm das Foto von Beelzebub höchstpersönlich auf die Brust: „Erkennst du ihn?“

„Klar. Das ist Alla Tej. War mal mein Gärtner. Was hat er denn jetzt ausgefressen?“

„Keine Ahnung. Ich bin hinter seinem Schwager

her, Gäid, genannt der Friseur.“

„Und was hab ich damit zu tun?“

„Du warst jahrelang sein Arbeitgeber. Du kennst bestimmt seine Gewohnheiten. Es gibt sicher einen Ort, an dem ich ihn finden kann.“

Athmane bewegt sich unter Schmerzen. Sein violett verfärbtes Gesicht zerknittert zu tausend Falten. Er grollt: „Und ich dachte, du wärst wegen meines Unfalls gekommen.“

„Das nächste Mal“, antworte ich bissig. „Im Augenblick hat dein Dienstbote Vorrang. Es ist wirklich wichtig.“

Er wackelt betrübt mit dem Kopf. Ich lasse ihn zwei Sekunden lang vor sich hin stieren, dann pie-sacke ich ihn erneut.

Er gibt schließlich nach: „Der treibt sich in Riad El Feth rum. In der Herrentoilette.“

Spricht's, dreht sich wieder zum Fenster um und weigert sich, mir zum Abschied hinterherzublicken.

Im Gang ertappe ich Lino dabei, wie er einer Krankenschwester sein Leben erzählt. Ich schiebe ihn vor mir her und frage: „Haben wir jemanden in Riad El Feth?“

Lino faßt sich mit beiden Händen an die Stirn wie ein Biologe angesichts einer seltsamen genetischen Mutation, überlegt und überlegt und schnippt zuletzt mit den Fingern: „Wir haben Jo, Chef.“

Jo hat mich ins *Grill 69* nach Riad El Feth bestellt. Ein Edel-Snack mit Glasfassade, verspiegelter Decke, rotweißem Mobiliar. Der Service ist diskret, die Kundschaft gerade flügge geworden. Schwaden

von Kif und der Duft des großen Geldes wetteifern in aller Freundschaft um die klimatisierte Luft, während schmachtende Melodien das Kristall der Lüster zum Erklingen bringen. Überall Miezen, maunzend und mit den Wimpern klimpernd, den Popo renitent in knallenge Jeans gezwängt. Hier und da ein Gymnasiastenpärchen, das sich per Blickkontakt paart, eine Hand ums Glas geschlungen, die andere unter dem Tisch.

Unsere Ankunft läßt für einen Sekundenbruchteil einige Augenbrauen fragend hochgehen, dann beachtet man uns nicht mehr. Ich lasse mich mit Lino in Türnähe nieder, und wir machen uns alsbald über senfgestreifte Hammelhoden her. Gratis. Der Snackbesitzer steht nicht eben im Ruf, ein Engel zu sein, da investiert er lieber ein bißchen. Da über des Desserts verlockender Süße kein Schreckgespenst in Form einer Rechnung schwebt, nutzt Lino die Gastfreundschaft über Gebühr. Dem Lächeln des Wirts tut das zwar keinen Abbruch, doch im Innersten dürfte er zutiefst erschüttert sein. Das wird ihm kein zweites Mal passieren, sich von Hungerleidern wie uns zu Anwandlungen von Barmherzigkeit hinreißen zu lassen.

Ewegh sitzt hinten an einem Tisch neben den Toiletten. Die unmittelbare Nähe eines höchst agilen Popos lenkt ihn in keiner Weise ab. Er hat den ganzen Laden im Blick und die Knarre griffbereit.

„Nicht übel, der Schuppen“, befindet Lino, während er sich die Finger leckt, von denen es nur so tropft. „Werde demnächst wohl mal meine Rothaarige hierher ausführen.“

„Ich dachte, sie sei blond.“

„Ah ... das ist eine neue Eroberung. Du weißt doch, ich lasse mich nicht zähmen.“

„Wußte ich nicht.“

„Na schön, dann weißt du es eben jetzt.“

Ich wische mir über die Lippen, um ein aufkommendes Grinsen zu kaschieren. Das letzte Mal, daß der Brillerich mit einem Mädchen ausgegangen ist, dürfte auf dem Klassenausflug gewesen sein. Mit dem Feuerlöscher, den er zwischen den Schultern hat, schafft er es im besten Fall, sein eigenes Spiegelbild nicht zu verscheuchen.

Er macht sich andächtig über einen Fleischspieß her, tunkt ihn erst in Mayonnaise, dann in Harissa, zuletzt in Senf – man beachte die klug durchdachte Reihenfolge bezüglich der Konsistenz der Beilagen – und schlägt mit glücklichem Seufzen seine Zähne hinein.

„Was hältst du davon, Kommy?“

„Wovon?“

„Von dem Laden hier. Meine Kleine wird das geil finden.“

„Wenn es dir Spaß macht, dich ausnehmen zu lassen.“

„Sorg halt dafür, daß ich mal mehr einnehme!“

Jo taucht gegen Viertel vor eins auf, als unser Wohltäter allmählich sauertöpfisch dreinblickt. In ihrer Verkleidung habe ich sie erst gar nicht erkannt. Sie hat sich dafür entschieden, das älteste Gewerbe der Welt auf persische Art auszuüben: im Tschador, und darunter splitternackt. Ist so praktisch wie diskret und hält den bösen Blick auf Abstand.

Sie begrüßt Lino mit Wangenküßchen, verab-

reicht mir einen respektvollen Schmatz mitten auf den Schädel und setzt sich mir gegenüber hin. Ihr Metier hat begonnen, erste Spuren der Abnutzung in ihrem Gesicht zu hinterlassen. Sie hat sich einen Schönheitsfleck auf die Wange tätowiert, doch der dunkle Fleck auf ihrem Kinn deutet darauf hin, daß das letzte Abenteuer übel für sie ausgegangen sein dürfte.

„Ist ja eine Ewigkeit her, Onkel Brahim!“ zwitschert sie voll Entzücken, mich wiederzusehen.

„Mensch, hast du abgenommen!“

„Ich achte auf meine Linie. Wie geht es Mina und den Kindern?“

„Den Umständen entsprechend. Und dir?“

„Solala. Auf und ab ...“

„Hmm! Mir wird ganz anders!“ jault Lino.

Sie lacht, tätschelt ihm liebevoll das Handgelenk und bekennt: „Dein Pferdeschwanz ist echt super!“

„Und nicht nur der!“

Vollidiot, Lino!

Als ich Jo – mit vollem Namen Joher – kennenlernte, arbeitete sie in der Verwaltung eines großen Staatsbetriebs. Eine Dame ohne Fehl und Tadel, mit strenger Frisur und kantiger Brille. Damals dachte sie noch, sie hätte eine große Karriere vor sich, bei den Diplomen, die sie von der Universität mitgebracht hatte. Nur daß die phallokratische Gesellschaft, in der wir leben, ihr als einziges Beförderungskriterium das Sofa anbot. Irgendwann machte sie dann wirklich die Beine breit – was beim Mann dem *Hände hoch!* entspricht. Und da wollte kein Schwanz sich lumpen lassen, nicht der Direktor noch der Chef vom Dienst, nicht der

Buchhalter und auch nicht der Laufbursche. Da die Nachfrage immer stärker wurde, war Joher gezwungen, Doppel- und Dreifachschichten einzulegen, bis hin zur Overdose. Völlig erledigt und desillusioniert wurde sie schließlich rausgeschmissen und fand sich in der Brandung des Straßenstrichs wieder, wo die Polizei ihr das Leben zur Hölle machte. Dann, eines Abends, als wir jemanden einfangen wollten, willigte sie ein, für mich den Lockvogel zu spielen. Seitdem macht sie hin und wieder den Polizeispitzel, als Gegenleistung drücken wir ein Auge bei ihren Steuerschulden zu.

„Worum geht’s, Onkelchen? Ich habe wirklich keine Zeit. Im Untergeschoß warten schon zwei Kunden auf mich.“

Ich zeige ihr das Foto von Alla Tej. Sie dreht und wendet es hin und her und verzieht die Lippen, fragt nach: „Hat der zufällig im *Planet der Affen* mitgespielt?“

„Kann sein. Momentan ist er Statist in einer Neuverfilmung der *Zeitmaschine*.“

Sie legt den Kopf schief, erst nach rechts, dann nach links.

„Könnte ich mal ein Foto ohne Bart von ihm sehen?“

„Scheint, daß er damit auf die Welt gekommen ist.“

Jo schneidet eine Grimasse und betrachtet konzentriert die mutmaßlichen Gesichtszüge des Mannes. Ihr schmaler Finger gleitet über das Foto, kratzt automatisch am Bart, wie um zu ergründen, was sich dahinter verbirgt.

„Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, ich ha-

be ihn hier irgendwo schon mal gesehen.“

„Er heißt Alla Tej. Hängt beim Allerheiligsten* [*gemeint ist das Märtyrerdenkmal (Maqam)*] herum, vorzugsweise in der Herrentoilette, wenn du verstehst, was ich meine. Wir wissen nicht, wie tief er im Terrorismus steckt, aber das ist keiner, der die Hände fromm faltet, wenn er am Boden eine Münze liegen sieht. Ich brauche ihn, um auf Nummer Sicher zu gehen. Es ist absolut dringend.“

Jo blickt nervös auf ihre Armbanduhr und läßt das Foto in ihre Handtasche gleiten. Ihr Blick fällt auf Ewegh und bleibt an ihm kleben. Die Statur des Targi läßt sie von Kopf bis Fuß erbeben.

„Der hat nicht genug, um dich auszuführen!“ warnt Lino neidvoll.

„Aber mehr als genug, um mich zu *verführen* ...!“

Sie steht auf, küßt mich auf die Stirn, zieht den Leutnant am Zöpfchen und raunt ihm zu: „Wenn das alles ist, was aus deinem Köpfchen kommt, ist das nicht gerade ermutigend.“

Spricht's, winkt uns zum Abschied zu und eilt zu ihren Transit-Lovern ins Untergeschoß.

6

Der Donner tobt und tost durch die Nacht. Sporadisch peitschen grelle Blitze das Viertel und bevölkern die Winkel mit albtraumhaften Visionen. Erst zweiundzwanzig Uhr und keine Menschenseele

beherzt genug, sich draußen blicken zu lassen. Seit einer guten halben Stunde überwachen wir von einer alten Brücke aus den Sektor, der aussieht, als sei hier der Abschaum der Welt versammelt, und sich in einem endlosen Schwall ramponierter Dächer und armseliger Innenhöfe gegen das Flußbett ergießt. Mit Ausnahme eines einzigen schlaflosen Ladens herrscht totale Finsternis. Düster heult der Wind durch die Öffnungen im Mauerwerk und zieht den altersschwachen Fenstern die Ohren lang. Ihr Knarren erfüllt die Stille mit psychedelischem Getön.

Das Haus, das wir im Blick haben, steht gleich neben der Brücke unter einer Laterne, die bis zum Hals in Müll und Abfall steckt. Eine stabile Baracke, in derart lumpige Lagen von Kalk gewickelt, daß es einem kalt über den Rücken läuft.

„Nicht mehr lange, dann ist Ausgangssperre!“ gerät Lino in Panik. „Am besten holen wir ihn uns.“

„Finde ich auch“, bestärkt Jo ihn vom Rücksitz her. „Ich habe nicht das Gefühl, daß er heute nacht noch Besuch bekommt. Vorhin war er stockbesoffen. Der schnarcht jetzt garantiert schon wie ein Weltmeister.“

Ich nicke, stecke eine elektrische Taschenlampe in meine Manteltasche und lade meine 9-mm-Pistole.

„Okay, dann wollen wir mal.“

„Es gibt da noch einen Hinterausgang“, ergänzt Jo. „Dahinter ist freies Feld. Falls er sich unauffällig verdrücken will, könnt ihr ihn euch da schnappen.“

Ewegh schmettert die Tür ins Schloß und umkurvt im Eiltempo eine Ansammlung von Elendshütten, um dahinter Stellung zu beziehen.

Ich bitte Jo, im Auto zu bleiben und uns im Fall einer Gefahr zu warnen, dann gehe ich vor, während Lino noch eifrig damit beschäftigt ist, sein Magazin zu überprüfen. In der Nachbarschaft beginnt ein Hund zu heulen.

Der Inhaber des Ladens erleicht über einem Schnauzbart, der jedem Besen zur Ehre gereichte. Der Anblick meiner Knarre läßt seine Augenbrauen fast unsichtbar werden. Wie in einem Akt der Levitation hebt er langsam, ganz langsam die Arme in die Luft, während in seiner Kehle ein Jojo auf- und niedergeht. Lino bedeutet ihm mit der Hand, sich zu setzen und die Klappe zu halten. In Zeitlupe sackt der Kerl in sich zusammen und verschwindet zuletzt hinter seinen Bonbongläsern.

Ich nehme all meinen Mut in beide Hände, gleite lautlos auf ein Tor zu, entdecke einen unförmigen Türklopfer und betätige ihn. Der Krach ist derart ohrenbetäubend, daß der Hund auf der Stelle verstummt. Nach dem zehnten Schlag grummelt eine verschlafene Stimme: „Wer ist da?“

„Der Weihnachtsmann“, antworte ich.

„Wir haben noch nicht Dezember.“

„Dezember ist für Christen. Für Muslime ist das ganze Jahr über Weihnachten.“

Die Stimme hüstelt und erklärt zunehmend ungehalten: „Einen Augenblick, ich hole nur eben meine Schlüssel.“

Zwei Minuten später rasselt die Tür ganz erschrecklich, und Ewegh taucht auf. Mit dem

Daumen zeigt er nach hinten: „Er hat versucht zu türmen. Ich habe ihn abgefangen.“

„Hoffentlich hast du ihn nicht umgebracht.“

„Ich hab’s nicht überprüft.“

Er führt uns durch einen Hof, der von widerlich stinkenden Wasserrinnen durchzogen ist. Ein alter Lieferwagen verstopft das, was vor Lichtjahren eine Garage gewesen sein muß. Die Arme von sich gestreckt, das Gesicht im Schlamm, liegt Alla Tej in einem Gemüsegarten, der von armseligen Bäumen umgeben ist. Er kommt erst lange, nachdem wir ihn in ein versifftes Zimmer transportiert haben, wieder zu sich.

Als er aufwacht, stellt er fest, daß ihm ein Zahn in der Fresse fehlt. Er schaut auf seine blutüberströmte Hand und stöhnt: „Womit haben die mich bloß geschlagen, verdammt? Mit einem Wagenheber?“

Tej ist ein kurzbeiniger Fettmops. Mit seiner struppigen Mähne, den Haaren, die ihm überall aus dem Hemd hervorschauen, seinen zottigen Armen und seinem Bart sieht er aus wie ein Jak, der sich beim Versuch, sich wie ein Roß aufzubäumen, die Wirbel verstaucht hat.

„Du hast versucht, dich aus dem Staub zu machen“, frische ich sein Gedächtnis auf wie bei einem, der mitten im Text plötzlich den Faden verliert.

Er betupft sich die aufgeplatzte Lippe mit einem Zipfel vom Laken, schüttelt den Kopf. Sein Blick bleibt an der Figur des Targi hängen, dann an dessen Fäusten. Nebenan ist Lino zu hören, der sich unter geräuschvollem Möbelrücken umsieht.

Alla dreht sich in Richtung des Gepolters: „Ist da wer?“

„Nur der Weihnachtsmann“, beruhige ich ihn. „Was ist los mit dir, mein Junge? Vor wem wolltest du untertauchen?“

„Ich hatte euch für Boscos Männer gehalten.“

„Und wer ist Bosco? Ein Yetijäger?“

„Mein stiller Teilhaber. Ich schulde ihm Geld. Ist doch nicht meine Schuld, wenn der Laden nicht läuft. Wir stecken mitten in der Krise. Aber davon will der Bosco nichts hören. Ich werde doch wohl keinem auf offener Straße die Knarre in den Bauch drücken, nur damit ich ihn auszahlen kann.“

„Da hast du recht. Am Anfang drückt man den Leuten die Knarre in den Bauch, weil man dazu gezwungen wird, und mit der Zeit findet man Geschmack daran. Das ist gar nicht gut.“

„Sieh mal her, Kommy, was ich in seinem Nähkästchen gefunden habe!“ jubelt Lino und schwenkt ein Täfelchen Haschisch.

„Das gehört mir nicht!“ protestiert Tej und richtet sich auf.

Ewegh packt ihn an den Schultern und stößt ihn auf den Stuhl. Tej protestiert noch immer.

Ich hebe sein Kinn mit angewidertem Finger an und erkläre ihm: „Hör zu, du Saukerl. Wenn du damit vielleicht zum Ausdruck bringen willst, daß wir dir dieses Mistzeug da in deine Sachen geschmuggelt haben, um dir Ärger zu machen, könnte ich am Ende noch mal aufhören zu glauben, daß du unfähig bist, Leuten auf offener Straße die Knarre in den Bauch zu drücken. Wir wissen, daß du Dealer bist, daß du dir eine luxuriöse Fünfzim-

merwohnung in Kouba geleistet hast, daß das hier nur ein Unterschlupf ist, wo du die gestohlenen Autos auseinandernimmst, um den Schwarzmarkt mit Ersatzteilen zu versorgen, daß deine Schwester mit einem notorischen Terroristen verheiratet ist und du trotz deinem Rauschbart nicht mehr Ausichten auf einen Platz im Paradies hast als jeder beliebige Abgeordnete ...“

Tej liest in meinen Augen und findet dort etwas, das ihn zuversichtlich zu stimmen scheint. Er errät, daß es nicht in seinem Interesse liegt, die Chance, die ich ihm gerade bewilligen will, auszuschlagen.

„Was wollt ihr von mir?“

„Dir einen Deal vorschlagen.“

„Meine Bank ist bankrott.“

Linos Fuß schnellst vor. Der Jak weicht zurück. Sein Stuhl stürzt um, und er landet auf der Matratze. Ewegh sammelt ihn ein, staucht ihn auf dem Stuhl zurecht.

„Ich wiederhol mich nicht gern!“ warne ich ihn. „Entweder wir reden, oder wir amüsieren uns. Beides gleichzeitig ist bei uns nicht drin. Also?“

Tej mustert Lino und findet, daß der ein Raubtiergebiß hat, dann senkt er den Kopf, um uns glauben zu machen, er sei in der Lage nachzudenken.

„Ich warte!“

„Laß uns reden.“

„Sehr gut. Wir tun so, als wärest du eben erst auf die Welt gekommen. Ich habe dein Sündenregister soeben auf Null gestellt. Im Gegenzug überbringst du deinem Schwager Gaïd Ali eine Botschaft von uns.“

„Keine Ahnung, wo der sich rumtreibt, ich schwör's euch. Ali hat sich nicht mehr in der Familie blicken lassen seit der Sache mit dem entgleisten Zug.“

Ich wende mich an Lino: „Glaubst du ihm?“

„Nicht direkt.“

„Und du, Ewegh?“

Ewegh schüttelt den Kopf.

Ich breite zum Zeichen des Bedauerns die Arme aus: „Denk dir was anderes aus, Idiot. Wenn dich mein Angebot nicht interessiert, dann schlag ich es halt jemand anderem vor. Und aus dir machen wir Kleinholz, Spezialbehandlung inklusive.“

Er kratzt sich den Nasenrücken. Ein rötliches Spuckegerinnsel hängt ihm im Mundwinkel.

„Worin besteht euer Angebot?“

„Gäid Ali ist seit einiger Zeit im Besitz eines Dings, das nicht ihm gehört. Ich würd's gern haben.“

„Im Klartext?“

„Es handelt sich um eine Diskette. Er hat sie an der Place de la Charité einem Freund geklaut, der seitdem ganz kopflos ist.“

„Ich kapiere nicht, wovon ihr redet.“

„Ist auch nicht nötig. Begnüg dich damit, die Botschaft zu überbringen. Dein Schwager versteht schon. Sag ihm, daß es mir egal ist, ob er gerade untergetaucht ist oder nicht. Ich will weiter nichts als die Diskette.“

„Und wenn ich ihm das bestellt habe, kann ich nach Hause zurück, ohne daß ihr mir am Arsch klebt?“

„Wir sind doch keine Zäpfchen.“

Er tut, als sei er nicht sonderlich begeistert. Ewegh packt ihn am Nacken und läßt ihn baumeln.

„Mein Name ist Ewegh Seddig. Ich seh nicht gut. Ich kann ein Leichentuch nicht von einer Friedensfahne unterscheiden, deshalb mache ich auch keine Gefangenen. So einfach ist das. Entweder du spielst mit oder du hast schon jetzt verspielt.“

Alla beschwichtigt ihn mit beiden Händen.

„Sachte, du Dampfwalze, du zerknitterst mir noch meinen Hemdkragen. Mal sehen, was ich für euch tun kann.“

„Und versuch ja nicht, klüger als wir zu sein!“ sagt Lino drohend.

Was bei Ben Hamid, dem Kneipier, nicht funktioniert hat, scheint mit Alla Tej zu klappen. Zwei Minuten nach unserem Abgang hat der Beelzebub vom Laden aus telefoniert. Man hat ihm wohl gesagt, man würde zurückrufen, denn er hat sich auf die Theke gesetzt und den Lebensmittelhändler weggeschickt. Das Telefon läutet dreimal. Alla rührt sich nicht. Eine Minute später hebt er nach dem ersten Läuten ab. Nach dem Gespräch kehrt er in seine Baracke zurück, zieht sich um und nimmt vor dem hinteren Eisentor Stellung.

Gegen 23 Uhr taucht ein Renault ohne Lichter auf, dreht eine Runde um den Platz und sammelt ihn ein. Wir geben Gas und verfolgen sie mit großem Abstand.

Zwei Kilometer unterhalb des Hügels umfährt der Renault eine Polizeisperre und verliert sich in einem Vorort, dessen Schwärze sogar die kränklichen Lichter der Laternen aufsaugt. Wir setzen ihm

quer über einen Bauhof nach, auf dem Massen von Kränen und Eisengerüsten gen Himmel ragen, und holen ihn an einem Square mit prächtigen brandneuen Palästen wieder ein ...

Alla Tej und sein Fahrer bleiben eine gute Viertelstunde unter einer Mimose im Auto sitzen, ehe sie sich entschließen auszusteigen. Sie gehen zwei Gassen hinunter und betreten ohne Vorankündigung eine Villa.

Wir warten eine Ewigkeit. Da immer noch nichts passiert, beschließe ich, nach dem Rechten zu sehen. Ewegh schlägt sich allein durch eine Seitenstraße. Lino und ich marschieren direkt auf die Villa zu. Das Gittertörchen ist angelehnt. Ein mit Marmor gepflasterter Weg führt uns zu einer Tür aus massivem Eichenholz, die gleichfalls offensteht. Ich knipse meine Taschenlampe an und wage mich ins Innere der Behausung.

Wir kämmen alle Räume durch, Schlafzimmer, Bad, Waschküche, sogar die Schränke. Die beiden Gauner haben sich in Luft aufgelöst.

„Im Garten ist ein Pool“, informiert mich Ewegh, der auch nichts entdeckt hat. „Vermutlich sind sie da entlang getürmt.“

Wir machen kehrt. Im selben Moment, als wir am Gartentörchen ankommen, werden wir förmlich vom Blitz getroffen.

„Polizei!“ brüllt jemand. „Hände hoch und keine Bewegung!“

„Nicht schießen!“ bettelt Lino kleinlaut. „Wir sind Kollegen.“

„Ach du Scheiße!“ ruft Leutnant Charter und kommt hinter einem Gefängniswagen hervor. „Was

zum Teufel tut ihr denn hier? Wir hätten euch fast umgelegt!“

„Ich hab schon Netzhautablösung!“ ruf ich ihm zu, buchstäblich geblendet von den Scheinwerfern.

Leutnant Charter befiehlt seinen Leuten, ihre Schießseisen wieder zu sichern. Da ich nichts sehe, hakt er mich unter und hilft mir voran.

„Ein anonymer Anrufer hat uns auf die verdächtige Anwesenheit von drei bewaffneten Männern in der Rue Baya Dahro, Hausnummer 16, hingewiesen. Zum Glück hat Lino Laut gegeben, sonst hätten wir euch glatt für Terroristen gehalten.“

Ich bemerke zu Lino: „Na, der Jak, das war kein Hornochse.“

„Und wir, wir sind wie Ochsen vor dem Tor gestanden.“

Vom Renault fehlt jede Spur. Und von Jo, die im Auto geblieben war, haben wir weiter nichts als einen Schuh und einen Lippenstift auf der Straße gefunden.

Am nächsten Morgen, Punkt acht, läßt Alla Tej mir kaum Zeit, den Mantel abzulegen. Tosendes Lachen am anderen Ende der Leitung.

„Na, wer von uns beiden ist denn nun der Idiot, Llob? Wenn ich dich am Leben gelassen habe, dann nur, damit du dir darüber mal klar wirst.“

„Wo ist Jo?“

„Du meinst die Nutte? In der Rue Baya Dahro Nummer 16. Genau da, wo deine Kumpels euch fast umgelegt hätten, euch drei. Und noch was, Idiot: Sag deinem bekloppten Dinosaurier, daß auch wir weder Geschenke noch Gefangene ma-

chen.“

Der Himmel ist leuchtend blau. Nach den Regengüssen vom Vorabend glänzt das Grün der Blätter wie frisch angemalt. In den reglosen Bäumen zwitschern die Vögel. Alles ist friedlich im Haus Nummer 16 in der Rue Baya Dahro. Überall Ruhe und Heiterkeit. Auf der Liege am Rand des Swimmingpools, im Schatten eines Sonnenschirms, der gestern abend noch nicht da stand, scheint Jo zu träumen ... Doch wovon läßt sich träumen, wenn einem der Hals von einem Ohr zum anderen durchgeschnitten ist?

Ich klammere mich an einen Ast, um nicht umzukippen. Der Teufel kann endlich daran denken, in Pension zu gehen. An Nachfolgern ist kein Mangel.

7

Alla Tej hat letztlich wohl doch begriffen, daß ein Bart, wenn er zu irgend etwas nützlich wäre, nicht in jedem Arschloch sprießen würde. Glattrasiert und mit Pomade im Haar, wirkt er zehn Jahre jünger. Ein Hauch von Khol betont seine Augen und verleiht seiner Transvestiten-Visage ungeahnte Frische. Keine Ahnung, wie er es angestellt hat, sich in eine Jeans zu zwängen, die selbst einer Vogelscheuche zu eng wäre und die Dellen und Wellen seines Hinterteils besser nachzeichnet als jede

topographische Vermessung. Keine Ahnung, ob seine eigene Mutter ihn hier noch erkennen würde, inmitten des Jungvolks, das auf der Tanzpiste vom *Djinn Rouge* verwegen die Hüften schwenkt.

Ich meinerseits habe ihn im Fieber der hämmern- den Dezibel und der zuckenden Lichter gleich aus- gemacht, dank seines Schattens, der, den Schatten der verdammten Seelen gleich, mit dem Finger auf ihn wies.

Ich lümmele an der Theke, ein Glas Orangensaft zwischen den Pfoten, und überwache das Völkchen in den Tiefen des Spiegels gegenüber. Eine ganze Weile leiste ich dem Ansturm der Ausgeflippten und der Junkies Widerstand. Plötzlich entdecke ich Alla Tej mitten unter ihnen. Sein Blick, der Blick einer unreinen Bestie, verfängt sich in meinem. Mit einem Satz ist er quer durch die Menge und schon aus dem Staub.

Ich mache mir nicht die Mühe, ihm nachzulau- fen.

Er nimmt je vier Treppenstufen auf einmal, ge- langt auf die Terrasse, reckt mir als Abschiedsgruß die geballte Faust entgegen und verschwindet in einem Gang. Ich zupfe gelassen meinen Mantel zurecht. Ich bin ganz cool.

Eine Nutte, die aussieht wie ein ranziges Sand- wich vom letzten Jahr, schiebt mir ihre Titten vors Gesicht. „Ich bin vom anderen Ufer“, nehme ich ihr den Wind aus den Segeln.

Mit meiner üblichen Höflichkeit entschuldige ich mich rechts und links und bahne mir den Weg zur Terrasse. Der bewußte Gang verrenkt sich schon nach der letzten Stufe den Hals und fällt in einer

Art Vorraum vollends auf die Schnauze. Eine Glas-tür führt in einen Garten voll niedlicher Laternen. Am Himmel prangen Millionen von Perlen und die Götter zählen trällernd die Wolken. Eine Nacht wie diese ist wunderbar geeignet, sich einen Mistkerl zum Dessert zu genehmigen.

Man sieht gleich, daß Eweghs Linke wieder im Einsatz war: Alla Tej liegt am Boden und seine rechte Gesichtshälfte ist nur noch Brei. Er kriecht röchelnd vorwärts, krallt sich an einem Heizkörper fest, schafft es nicht, sich hochzuziehen ...

Drei Wochen bin ich jetzt hinter ihm her. Ich habe meine besten Spitzel und Späher auf ihn angesetzt. Und da haben wir ihn, fix und fertig, alle viere von sich gestreckt, der leibhaftige Beweis dafür, daß *Moulana* * [** Moulana (arab.) = „unser Herr(gott)“*] tatsächlich existiert!

Ich nehme Anlauf und trete ihm kräftig ins Kreuz. Alla rotiert zweimal um sich selbst und landet an der Wand, den Mund aufgerissen zu einem Schrei, der nicht herauskommen will. Ich packe ihn so heftig bei den Haaren, daß es ihm schier das Genick bricht.

„Danke, mein Süßer, daß du mich so schön verschaukelt hast. Wenn wir so weitermachen, habe ich mich bis zur Pensionierung an den Schaukelstuhl gewöhnt!“

Wir schleifen ihn in die Toiletten am Ende des Vorraums und schließen hinter uns die Tür. Alla rappelt sich etwas auf, hält sich das Kreuz und stöhnt. Seine Hand gleitet verstohlen hinunter zum Messer, das in seiner Socke versteckt ist. Meine 43er setzt sich in Bewegung, der Schlag renkt ihm

die Schulter aus. Um ihn davon abzuhalten, das ganze Viertel zusammenschreien, hievt Ewegh ihn an Kragen und Gürtel hoch, taucht seine Birne ins Klo und betätigt die Wasserspülung.

„So wird er wieder klar im Kopf.“

Alla bricht auf dem Boden zusammen und kotzt, was das Zeug hält, auf seine Knie. Ich setze ihm die Messerspitze an die Nase, ziehe sein Profil nach, tippe ihm ans Kinn, kitzle ihn am Adamsapfel.

„Mit diesem ungesunden Eisen hast du Jo die Gurgel durchgeschnitten.“

„Fahr zum Teufel!“

„Von dem komme ich gerade. Er läßt dich schön grüßen. Verbluten werde ich dich lassen, du Scheißkerl.“

Er mustert mich geringschätzig und spuckt mir seinen blutigen Schleim ins Gesicht.

„Leck mich, du Hinterhofbulle. Du bist weiter nichts als ein übereifriger Idiot.“ Dann hält er mir seine Kehle hin: „Na los, schneid mir die Gurgel durch. Was ist? Traust du dich nicht? Versuchs doch! Oder hast du Angst, ohnmächtig zu werden?“

Ich wische die Spucke mit dem Taschentuch ab. Meine Hand zittert nicht die Spur. Ich bin ganz cool.

Ich sage zu Jak Stehauf: „Ich weiß was Besseres. Wir zwei spielen jetzt Tausendundeine Nacht, okay? Du bist die Scheherazade, ich der Sultan. Du wirst mir alles über deine kleinen Freunde erzählen, ihre Verstecke, ihre Pläne. Und Ewegh, der da drüben steht, wird den Damokles spielen. Wenn du

nicht weiterredet, klopft er dir so lange auf den Kopf, bis dir das Hirn zur Nase rausfließt. Wenn du durchhältst, bekommst du Aufschub bis zur nächsten Nacht. Na, wie gefällt dir das?“

Er räuspert sich, um mir erneut seine Verachtung ins Gesicht zu spucken. Diesmal ist meine Hand schneller als er, ich drücke ihm den Hals zu und zwingen ihn, Gift und Galle wieder hinunterzuschlucken.

Wie alle indoktrinierten Brüllaffen – stark im Chor und schlapp im Solo – fällt Jak Stehauf schon nach den ersten Ohrfeigen um. Nicht daß meine Methoden besonders überzeugend wären, nein, aber die kleinen Giftkröten des lieben Gottes sind einfach Weltmeister im Seitenwechsel. Sie drehen ihr Mäntelchen so geschwind nach dem Wind, daß die Haut auf ihrem Rücken schon ganz abgeschürft ist.

Das Versteck, zu dem Alla Tej uns führt, befindet sich im ersten Stock eines Stundenhotels in der Rue Safir Balach. Die Gegend ist hoffnungslos überbevölkert. Riecht meilenweit im Umkreis nach Moder und Schweiß. Man steht Schulter an Schulter, so fällt man nicht um, doch mit Solidarität hat das nichts zu tun. Man könnte eine Stecknadel vom Balkon werfen, sie käme nie auf dem Boden an. Außerdem ist die Wäsche über der Straße so dicht gehängt, daß die alten Leute Mühe haben, einen Sonnenstrahl zu erhaschen, in dessen Schein sie ihren Schemel rücken könnten.

Das Hotel gammelt in einer Sackgasse vor sich hin und ist vom vielen Warten schon ganz schwarz.

Hier und da betteln verschleierte Nutten herum, die sich als Wahrsagerinnen tarnen, um keinen Anstoß bei sensiblen Gemütern zu erregen. Zwei Zuhälter hungern auf dem Gehweg, ein Auge auf die Herde gerichtet, das andere im Nirwana. Einige Kunden schleichen mit schlechtem Gewissen um die Ware, bereit, sich zu verdrücken, sobald irgendwo ein bekanntes Gesicht auftaucht.

Auf der Terrasse eines Cafés hält Lino seinen Daumen hoch. Sein Zöpfchen hat er unter eine Scheschia* [^{*} *Scheschia* (auch *Chechia* geschrieben) = traditionelle Kopfbedeckung, Fez] gestopft, und er ist in einen Kaftan geschlüpft, um von der Umgebung nicht abzustecken; doch seinen Bullenschatten wird er nicht los ...

Ewegh geht vor, kontrolliert das Erdgeschoß und kommt zurück, um mir von der Tür aus Feuerchutz zu geben. Ich stoße Jak Stehauf zur Rezeption. Der Typ an der Kasse ist so enorm wie die Sünde. Seine Pranken liegen auf der Theke, den Stuhl hat er gegen die Wand gerückt, und er lacht still vor sich hin, während er einen Comic von Slim überfliegt.

„Im Untergeschoß ist noch ein Zimmer frei“, verkündet er ohne aufzusehen. „Fünf Scheine für zwanzig Minuten. Gehandelt wird nicht. Man hebt sich die Spucke für Wichtigeres auf.“

Endlich geruht er den Blick zu heben, läßt die Augen von Alla zu mir springen, wie man von Stock zu Stein zu springt:

„Und damit komme ich euch noch entgegen. Wir sind hier kein Hospiz. Alte Leute lassen wir sonst nicht rein.“

„Sieh an, und warum?“ frage ich ihn.

„Raten Sie mal. Bei Ihrem Alter, da steht man doch mit einem Bein im Grab.“

„Und wenn ich mit beiden Beinen im Grab stünde, hätte ich noch immer ein drittes, um dir in den Arsch zu treten, du Trampeltier.“

Ich fege mit einem wütenden Hieb seine Pranken vom Tresen und knalle ihm meinen Dienstausweis in die Fresse.

„Den Schlüssel von Zimmer 13! Du gehst gefälligst vor.“

Ich habe ja schon so manchen Saustall gesehen, damals, als ich als Mädchen für alles bei den Juliens gejobbt habe, aber der in Zimmer 13 ist wirklich was fürs Guinness-Buch der Rekorde. Hier herrscht solch ein bestialischer Gestank, daß ich, als ich das Licht anknipse, befürchte, es fliegt gleich alles in die Luft.

„Wer macht hier eigentlich sauber?“

„Der Mieter.“

„Hat er für den ganzen Monat gemietet?“

„Er hat für ein Vierteljahr im voraus bezahlt, aber er ist selten da.“

Ich zeige ihm das Foto von Mérouane Sid Ahmed alias TNT.

„Ja, das ist er!“

„Hat er allein hier gelebt?“

„Mit einem Mädchen.“

„Wo können wir die finden?“

„Keine Ahnung.“

„Eine, die hier arbeitet?“

„Kein Mensch in unserem Team kennt die. Hat eine Warze auf der Nase, die sie als Schönheits-

fleck verkauft. Sie ist unverwechselbar: ein Bauernschrank mit roter Perücke und falschen Wimpern, die dir beim ersten Kuß ins Auge stechen.“

„Weißt du, wer das sein könnte?“ frage ich Jak Stehauf.

„Die heißt Brigitte.“

„Französin?“

„Nicht direkt. Sie wird so genannt, weil sie einem Frachter ähnelt, der Brigitte heißt.“

Ich schicke den Typen von der Rezeption in seinen Käfig zurück und mache mich daran, das Chaos zu durchwühlen. Stinkende Schuhe, eklige Kleidungen, ein kaputter Revolver, Anleitungen zum Bombenbasteln, eine Stange Dynamit ... In einer Schublade stoße ich auf eine Mappe. Darin Fotos von Athmane Mamar, seinem Hund, seinem Haus und außerdem ein Lageplan seines Betriebs.

Während ich ihm den Rücken zukehre, nimmt Alla Tej die Beine in die Hand und flüchtet über den Gang. Das bringt mich nicht eine Sekunde aus der Fassung. Mit einem Mal bricht der Laufschrift ab, und sofort folgt ein Aufknall.

„Ich hoffe nur, du hast ihn nicht totgemacht“, brumme ich, während ich weiter unter dem Bett herumsuche.

„Ich hab's nicht überprüft!“ tönt Eweghs Stimme aus den Tiefen des Gangs.

Eines ist gewiß: wenn Alla sich weiterhin darauf versteift, uns so häufig zu entwischen, ist sein Gesicht über kurz oder lang so platt wie ein Bügelbrett.

Athmane Mamar sitzt zur Abwechslung im Rollstuhl, direkt vor dem Fenster, seine Gliedmaßen sind mit Merкуроchrom-Tinktur bepinselt, sein mondförmiges Gesicht mit Schorf und Grind überzogen. Er dämmert vor sich hin, ähnlich einem weltvergessenen Einsiedler. Er dreht sich nicht um, als er hört, wie sich die Zimmertür öffnet.

„Hallo, Ramses. Ich habe dir Pariser Konfekt mitgebracht.“

Ich stelle eine Tüte mit Süßigkeiten auf dem Nachttisch ab und lege ihm eine mitfühlende Hand auf die Schulter, was ihn vor Schmerz hochfahren läßt.

„Pardon.“

„Halb so wild. Ich gewöhne mich allmählich an mein Nessusgewand.“

„Ist das aus Brennesseln?“

Jetzt rollt er herum und ich sehe sein Gesicht, eine Kamee von einem Violett, daß einem die Schamhaare zu Berge stehen.

„Die Schwester findet, daß meine Physiognomie der Weltkugel ähnelt“, tröstet er sich über sein Geschick hinweg.

„Sehr liebenswürdig von der Schwester.“

Sein klägliches Lächeln franst nach und nach aus, und er umklammert mit den Händen seine Knie, wobei sich seine Gelenke milchig verfärben.

Ich ziehe Fotos und Skizze aus meinem Mantel und breite alles auf dem Bett aus.

„Das habe ich bei einem Bombenleger gefunden, dem wir die Mehrzahl aller Bombenattentate in Algier verdanken. Ein gewisser Mérouane Sid Ahmed, genannt TNT.“

Athmane wendet mühsam den Hals um hinzuschauen, erkennt den Lageplan und fällt in den Stuhl zurück.

„Was genau willst du von mir, Llob?“

„Du hast mich angeschwindelt. Der Brand in deinem Betrieb, das war kein Kurzschluß.“

„Das geht dich gar nichts an. Ich bin gegen die geimpft, ich komm alleine klar.“

Ich sammle alles wieder ein, lege es sorgsam zusammen und verstaue es in der Innentasche meines Mantels.

„Ich habe mich heut früh mit deiner Alten unterhalten. War nicht gut drauf, stell dir vor. Hat mir erzählt, daß du in letzter Zeit jede Menge Anrufe gekriegt hast, daß du nicht gerade glücklich gewesen bist, wenn du wieder aufgelegt hast, und es in letzter Zeit deine Lieblingsbeschäftigung war, hinter deiner Gardine auf der Lauer zu liegen. Vor wem hast du Angst?“

Er begnügt sich damit, auf die Scheibe zu starren. Ich baue mich zwischen ihm und dem Tageslicht auf. Es irritiert ihn, daß ich nicht durchsichtig bin. Er rollt zur Seite und starrt erneut auf die Gebäude jenseits der Straße.

„Sie hat sich auch an Ben Ouda erinnert. War ein Kumpel von dir.“

„Damals hatte ich Kumpel bis in die Arme meiner Frau hinein.“

„Verstehe. Das letzte Mal, als er dich besuchen

kam, war er völlig außer sich.“

„Er hatte gerade pleite gemacht. Logisch, daß einen das nicht zu Jubelstürmen hinreißt.“

„Deine Alte hat erklärt, daß der Milliardär Dahmane Faïd von dir verlangt hätte, dem Diplomaten nicht aus der Patsche zu helfen. Hast du all die Anrufe gekriegt, weil du dich über seine Anweisungen hinweggesetzt hast?“

„Ich bin doch niemandes Diener!“

„Warum wollte Faïd denn unbedingt verhindern, daß Ben Ouda wieder auf die Beine kam?“

„Das fragst du ihn am besten selbst.“

„Weißt du, daß Alla Tej, dein Gärtner, dich im Auftrag des Milliardärs ausspioniert hat?“

„Ich habe ihn dafür bezahlt, sich um meinen Garten zu kümmern.“

„Es scheint dich aber nicht zu wundern.“

„Eben. Das ist doch der Beweis, daß ich immun gegen das alles bin.“

„Mit mir spielt er jeden Abend Scheherazade. Er hat mir so einiges erzählt. Zum Beispiel, daß Professor Abad Nasser dich nach dem Mord an Ben Ouda aufgesucht hat.“

„Na und? Er war der Bruder meiner Frau.“

„Aha!“ Allmählich wird es interessant.

Ich hieve meinen Allerwertesten aufs Bett und schiebe mir das Kopfkissen unter die Schenkel, um eine leichte Muskelzerrung auszugleichen.

Athmane Mamar rollt seine Karre bis an die Wand zurück und wirft mir einen bösen Blick zu.

Ich zünde mir eine Zigarette an und fasse zusammen:

„Ist doch seltsam, diese Kettenreaktion, findest

du nicht? Ben Ouda, der eine Woche, nachdem er bei dir war, einen Kopf kürzer gemacht wird. Dann der Professor. Dann dein Betrieb, der in Flammen aufgeht, und du fast mit. Dann dieser alles verschlingende Einfluß von Faïd. Dazu Alla, auf den man überall stößt. Das läßt nur zwei Schlüsse zu: entweder du bist es, der das Unglück über deine Freunde bringt, oder du steckst mit ihnen zusammen in der Scheiße.“

„Du bist zu lange bei der Polente, Llob.“

„Ich habe das Gefühl, diesmal ist das keine Pawlow'sche Reaktion. Ich habe nur meine Archive konsultiert. Alles weist darauf hin, daß ich den Finger auf ein kolossales Ding gelegt habe.“

„Dann laß ihn mal nicht zu lange da liegen, wenn du einen Rat willst. Sonst kannst du hinterher vielleicht nicht mehr dran lutschen.“

„Ich habe ja noch neun andere.“

„Ist nicht genug.“

Ich blase den Rauch über meine Fingernägel und gebe ihm ein Scherzrätsel auf: „Weißt du, warum das Pferd seinen Weg mit dicken Pferdeäpfeln säumt?“

„Nein.“

„Weil es keine Windelhosen mag.“

„Ich kann dir nicht ganz folgen.“

„Ist das nicht der Beweis, daß ich kein Hosenscheißer bin?“

Ich sehe ihm fest in die Augen, um ihn daran zu hindern, sich wegzudrehen.

„Was geht hier vor, Athmane?“

Er reibt sich nervös am Handrücken, kratzt den Schorf ab, ohne es zu merken.

Nach langem Schweigen belebt sich sein Blick und er sagt: „Da gibt es Neider, die wollen verhindern, daß mein Unternehmen aufblüht. Mit der Öffnung der Märkte platzen alle Schleusen. Und die Flut schwemmt jeden fort, der keinen festen Anker hat. Jeder versucht, Raum zu gewinnen, seinen Einfluß auszudehnen, seinen Aktionsradius zu erweitern. Das ist der Kampf um die Investitionen. Jeder torpediert jeden, aber es ist nicht eigentlich unfair.“

„Glaubst du wirklich, du kannst mich mit diesem Gefasel überzeugen?“

„Ich hab’s immerhin versucht.“

Ich zücke den Notizblock, den ich mir von Lino ausgeliehen habe, tue so, als checke ich meine Aufzeichnungen durch, halte inne auf einer Seite, die betrüblich weiß ist, und sage auf gut Glück: „Ben Ouda und der Professor haben sich durch dich kennengelernt.“

„Nicht durch mich, höchstens bei mir. Sie hatten dieselben Neigungen.“

„Zum Beispiel?“

„Junge Männer und Bücher.“

„Das steht auch in meinem Notizblock. Scheint, daß sie sich prächtig verstanden.“

„War wohl eher so, daß sie das gleiche Leiden plagte.“

„Wie wär’s, wenn du mir zur Abwechslung was über HIV erzähltest?“ überrumpele ich ihn.

„Haifau? Nie gehört! Was soll denn das sein?“

Voller Schuß ins Ofenrohr!

Ich wiege nachdenklich den Kopf hin und her. Ein Laster donnert vorbei und bringt meine Wut

erneut auf Touren.

„Zeit für Ihre Spritze, Monsieur Mamar“, kreischt die Krankenschwester und rempelt mich an.

„Ich bin noch nicht fertig mit ihm.“

„Ist mir egal. Das hier ist eine Klinik, kein Internierungslager. Ich ersuche Sie zu gehen, und zwar auf der Stelle. Mein Patient muß sich ausruhen.“

Ich gebe mir Mühe, die Stirn zu runzeln.

Sie verzieht die Lippen zu einer Grimasse, als ob sie mich fressen wollte: „Auf der Stelle, Kommissar!“

„Verpiß dich“, setzt die Mumie eins drauf, „du verstärkst bloß meinen Juckreiz.“

Restlos überzeugt, tippe ich zum lässigen Gruß mit einem Finger an die Stirn und ziehe mich zurück.

Vom Gang aus höre ich noch, wie sich die Schwester aufregt: „Glaubt der vielleicht, er kann uns Angst machen mit seinem Schnüffler-Abzeichen oder was?“ Und Athmane: „Vergiß diesen Trottel und verwöhn mich wie gestern, aber versuch mal, dabei die Hände auf dem Rücken zu lassen.“

9

Dahmane Faïd ist nur aus einem einzigen Grund auf die Welt gekommen: um Geld zu scheffeln. Schon das Wimmern des Säuglings – wird dereinst

sein Biograph vom Dienst zu vermelden wissen – war dem Geschepper eines Münzautomaten zum Verwechseln ähnlich. Und es kam gar nicht in Frage, daß er zum Fläschchen griff, wenn man ihm nicht zuvor eine Banknote unter sein Lätzchen steckte. Erpressung, Prostitution, Rauschgift, Schmuggel, Politik: wo immer es was zu mauscheln gibt, hat er seine Hände im Spiel.

Der einzige Ort, an dem er nicht investiert, ist Allahs Paradies. Was das anbelangt, gibt er sich keinen Illusionen hin.

Sein Büropalast erhebt sich am Ausgang von Hydra, steht da wie ein Monument, errichtet zu Ehren der Geister, die über den trüben Wassern schweben. Sieben Etagen, rundum verglast und üppig begrünt mit wild wuchernden Pflanzen, dazu eine prachtvolle Eingangshalle, die an einen Bahnhof aus der Kaiserzeit erinnert.

Lino kämpft sich durch die morgendliche Menge, die die Schalter belagert. Je mehr Leute sich umdrehen, wenn er vorüberkommt, desto heftiger ruckt er mit dem Kopf, um seinen Zopf zum Schwingen zu bringen.

„Glaubst du, ich beeindrucke sie mit meinem Pferdeschwanz, Kommy?“

„Denkst auch nur du!“

„Nächstes Mal“, verkündet er mit naivem Ernst, „setze ich eine Schirmmütze auf.“

Mich zwickt eine unbändige Lust, ihm ein paar Wörtchen zu sagen, aber als jemand, der um den geistigen Schiffbruch seiner Artgenossen weiß, unterlasse ich es dann doch. Niemand ist tauber als der Narr, der von seiner Narretei nichts weiß.

Ein Rotschopf vom Format zweier Maultiere empfängt uns an der Rezeption. Er hebt den Arm, um uns zu zeigen, daß er ein Schießesien hat.

„Wir sind von der Polizei“, versuche ich ihn einzuschüchtern.

„Niemand ist vollkommen“, schlägt er zurück.

„Kommissar Llob. Dein Erlöser erwartet mich.“

Da wird er vor Unterwürfigkeit ganz steif und bittet mich höflich, ihm zu einem derart raffinierten Aufzug zu folgen, daß man Lust bekommt, ihn für den ganzen Tag zu mieten. Ehe er mich Richtung Firmament befördert, filzt er mich und zuckt zusammen, als seine Hand gegen den Kolben meiner 9-mm-Pistole stößt.

„Sie sind bewaffnet, Kommissar?“

„Nur eine Prothese.“

Verlegen greift er zum Wandtelefon und verhandelt mit dem Hörer. „In Ordnung“, sagt er schließlich und legt wieder auf. „Sie können sie behalten.“

Lino hat kaum Zeit, sein Zöpfchen in Form zu bringen, da schiebt der Rotschopf ihn schon zur Seite, wie man die Spreu vom Weizen trennt.

„Einer nach dem anderen. Du bleibst schön hier, du Spermatropf, und gib acht, daß du den Teppich im Salon gegenüber nicht beschmierst, bis deine Eizelle zurück ist.“

Lino erwartet, daß ich alles kurz und klein schlaege, um seine Ehre zu retten. Aber ich breite nur entschuldigend die Arme aus und lasse mich vom Aufzug aufsaugen.

Die Mieke, die mich auf halbem Weg gen Himmel empfängt, ist zum Anbeißen. Genau die Art von Topmodel, für die ein Verrückter wie Lino

zehn Jahre seines Lebens gäbe, wenn er nur zwei Minuten in den Genuß käme, öffentlich neben ihr zu posieren. Glänzende Mähne und klarer Blick, polyvalente Lippen und ein beeindruckend autonomer Busen.

„Sitzt wohl am falschen Futtertrog?“ necke ich sie.

„Wer, Monsieur?“

„Das süße kleine Ferkel, das sich in Ihrem Ausschnitt verkrochen hat.“

Sie gluckst und erbieht sich, mir aus dem Mantel zu helfen. Ich lehne höflich ab, wegen der Löcher im Jackett.

Wie ein Pharao an der Spitze seines Imperiums ergeht Dahmane Faïd sich in den Tiefen eines den Besucher frustrierenden Büros, im Mund eine Zigarre und zu seinen Füßen die Welt. Er ist unförmig und kahlköpfig, im frömmlicherischen Gesicht ein Stoppelbart, zwischen den Fingern eine Gebetskette. Das Klirren der Bernsteinperlen tröpfelt mit der Regelmäßigkeit eines tödlichen Tick-Tack in die Stille, zwingt meinem Puls den Rhythmus auf und läßt meine Speicheldrüsen versiegen.

„Nehmen Sie Platz, Derrick!“ dirigiert er mich schleunigst zu einem Sessel, um mir nicht die Hand drücken zu müssen.

Ich versinke in einem Fauteuil, der so weich ist, daß ich das Gefühl habe, mit allen vieren in der Luft zu hängen.

„Sie haben exakt drei Minuten!“ fährt er mich an. „Mein Terminkalender quillt über.“

Seine Brutalität weckt in mir Lasttierinstinkte. Im Nu gerät mein Herz aus dem Takt, und in meinen

Eingeweiden beginnt es zu rumoren. Natürlich war ich als alter Hase auf einiges gefaßt und hatte das traute Tête-à-tête mit ihm gefürchtet. Jetzt stelle ich fest, daß ich trotz meines unausrottbaren Pessimismus weit hinter der Realität zurückgeblieben bin.

„Es geht um Ben Ouda“, falle ich mit der Tür ins Haus.

„Ich denke, der ist tot und begraben.“

„Genau. Und eben dem Grund für sein vorzeitiges Ableben bin ich auf der Spur, Monsieur Faïd. Der Verstorbene war ein Freund von Ihnen ...“

„Diese Formel hat im Börsenjargon einen unangenehmen Beigeschmack“, schneidet er mir das Wort ab und bläst mir den Rauch ins Gesicht.

„Ich nehme es zur Kenntnis, Monsieur. Also: was bedeutete er Ihnen im Rahmen Ihres Gesamtumsatzes?“

Er schätzt auch meine Neuformulierung der Frage nicht. Sein linker Wangenknochen bebt. Er glaubt offenbar, daß ich meinen Auftritt gründlich vorbereitet habe.

„Das war kaum der Rede wert.“

„Konkret?“

Er schaut demonstrativ auf die Uhr.

„Er hatte ein wenig Kleingeld. Ich habe es gegen eine Beteiligung für ihn angelegt.“

„Scheint, daß Sie beide in heftigem Streit auseinandergegangen sind.“

„Das ist so üblich bei Geschäftsbeziehungen. Ben hatte es auf das größte Stück vom Kuchen abgesehen und wollte nicht begreifen, daß sein Gebiß dafür nicht taugte. Er war bankrott gegangen und

wollte noch mal bei Null anfangen. Aber Nullen leihe ich kein Geld. Da hat er die Tür zugeknallt und ist gegangen.“

Ich mache „hm“, versuche, das Hämmern meines Herzens zu bändigen und frage tollkühn: „Wußten Sie, daß er an einem Buch arbeitete?“

„Ich bin kein Verleger.“

„Er hat Ihnen nicht davon erzählt?“

„Das einzige Buch, das für mich zählt, ist das, in dem meine Zahlen stehen, Derrick.“

„Ich habe Gründe anzunehmen, daß er wegen dieses Buches umgebracht wurde.“

„Wenn es Ihnen Spaß macht.“

Seine wulstigen Lippen ziehen sich um die Zigarre zusammen. Ich versuche, seinem Blick standzuhalten, es gelingt mir nicht.

Dahmane Faïd ist milliardenschwer. Er braucht nur einmal kurz zu niesen, wenn er die Republik aus den Angeln kippen will. Seine Taschen quellen über vor Abgeordneten, und die Behörden fressen ihm aus der Hand. In den Jahren des Heils, zur Zeit der Einheitspartei, hatte er ein Vetorecht auf alle Regierungsprogramme und erlaubte sich, Justiz- und Verwaltungsbeamte ein- und abzusetzen, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Jeder Kandidat, gleich auf welchem Gebiet, der seines Segens nicht teilhaftig war, hatte nicht mehr Ausichten, behalten zu werden, als eine Lektion in Staatsbürgerkunde, wenn man sie einem Vandalen erteilt. Soviel ich weiß, ist seine Diktatur bis heute ungebrochen.

„Mal im Ernst“, rülpst er los, indem er leicht auf seine Zigarre klopft, „was läßt Sie vermuten, daß

Bens Tod mit seinem Buch zusammenhängen könnte? Er hat einen Haufen Bücher geschrieben, eins verdrehter als das andere, und niemanden hat das je gekümmert. Die Leute sind ausgehungert, Derrick. Sie versuchen, sich irgendwie durchs Leben zu schlagen, statt sich die Existenz mit blödsinnigen Theorien zu erschweren. Ben war ein Liebhaber hübscher Jungs. Er verbrachte mehr Zeit damit, hinter knackigen Ärschen herzulaufen, als darauf zu achten, wem sie gehörten. Sein Harem quoll über vor Junkies und Gestrandeten, vor Gaunern und Psychopathen. Ich persönlich habe sein Ende in keinem Moment mit der kulturellen Säuberung, die bei uns wütet, in Verbindung gebracht. Wenn Sie einen Rat wollen: sehen Sie sich lieber in der Halb- und Unterwelt um. Das Terrain dort dürfte Ihnen auch vertrauter sein.“

„Seine Mörder sind bereits identifiziert.“

„Und worauf warten Sie noch, um sie zu schnappen?“

„Auf nichts.“

„Was haben Sie dann bei mir verloren?“

Ich mustere ihn: ein Gebiß wie ein Pottwal, Klauen wie ein Raubvogel, ein Gelächter wie eine Hyäne. So wie er aussieht, könnte er allein einen ganzen Zoo bevölkern.

„Sie haben noch dreiundzwanzig Sekunden, Derrick.“

„Würde es Ihnen was ausmachen, mich Kommissar zu nennen?“

„Ich kann Sie auch Heiliger Vater nennen, wenn Ihnen daran liegt. In meinen Augen ist es dasselbe in Grün.“

Ich wiege den Kopf hin und her: „Ich schätze, ich vergeude hier nur meine Zeit, Monsieur Faïd.“

„Und vor allem die meine.“

Ich habe den ganzen Tag daran gekaut, doch unverdaut liegt mir die Schmach im Magen, die Dahmane Faïd den Vertreter von Recht und Ordnung in Ausübung seines Amtes, wie ich ihn darstelle, schlucken ließ.

Einen Augenblick lang habe ich mit dem Gedanken gespielt, an die Stätte der Unbill zurückzukehren und dem Flegel eine Tracht Prügel zu verpassen. Aber wozu? In einem Land, wo das Gesetz sich instinktiv vor dem Geld prostituiert, hätte ich weiter nichts bewirkt, als den geballten Groll der Verwaltung zu wecken.

Als nächstes, wie immer, wenn mir wieder einmal klar wird, was für ein volltrottliger Pechvogel ich doch bin, der sich selbst das letzte Wort noch wegnehmen läßt, habe ich erwogen, meine Dienstmarke zurückzugeben und zu Mina und den Kindern nach Béjaïa zu fahren, wo mein Bruder sie seit sechs Monaten aus Sicherheitsgründen unter Verschuß hält.

Ich kann mir noch so sehr einreden, daß die Anständigen es sich schuldig sind, sich nicht entmutigen zu lassen, weil das Schicksal der Nation von ihrer Ausdauer abhängt, der allmächtigen Hydra die Stirn zu bieten. Ich kann noch so sehr davon träumen, daß eines Tages die Gerechtigkeit über Korruption und Klüngel siegen wird. Ich kann noch so sehr glauben, daß am Himmel unter Milliarden von Sternen einer nur für mich leuchtet, ei-

ner, der schöner ist als sämtliche Galaxien. Die Selbstgewißheit, die Typen vom Schlag eines Dahmane Faïd demonstrieren, raubt mir am Ende jede Energie.

Ich habe Lino gebeten, mit mir eine kleine Spazierfahrt längs der Küste zu machen. Das Mittelmeer ist von unschätzbarem therapeutischen Wert, der Leutnant jedoch von derart entnervender Redseligkeit, daß er selbst die Brüder Barbarossa* [*zwei türkische Seeräuber, im 16. Jahrhundert Herrscher über Algier*] zur Weißglut gebracht hätte. Zuletzt, als ich schon fürchten muß, daß mich an der nächsten Kurve der Schlag trifft, bitte ich meinen Kollegen, mich ans Steuer zu lassen und die Fliege zu machen.

„Und wie komme ich nach Hause?“ protestiert Lino vom Gehweg aus.

„Zu Fuß.“

„Ist 'ne heiße Gegend hier, Kommy.“

„Na gut, dann kommst du eben mit den Füßen voran zu Hause an.“ Ich gebe Gas und fahre los, ohne mich noch einmal umzusehen.

Auf der Straße, die im Sonnenlicht glänzt, sehe ich Bauern, die sich auf ihren Feldern abrackern, Fernfahrer, die ihr Lenkrad fest in beiden Händen halten, Frauen, die ohne Zeitgefühl auf einen Bus warten, Kinder, die zur Schule trippeln, Müßiggänger, die auf den Terrassen der Cafés meditieren, Greise, die am Fuß von Bretterzäunen vegetieren. Und in ihren Gesichtern habe ich trotz der drückenden Ungewißheit, trotz der düsteren Tragödie, die die Nation heimsucht, eine erstaunliche Heiterkeit entdeckt – den Glauben eines gutmütigen,

großzügigen Volkes, das noch sein letztes Hemd hingibt, das so demütig ist, daß es die Verachtung derer weckt, die nichts von den Worten der Propheten begriffen haben. Und nur wegen ihres Blicks, wegen ihrer Langmut, die schon an Fatalismus grenzt, wegen ihrer Würde, die noch durch die dunkelsten Flecken ihres Unglücks durchscheint, habe ich das Lenkrad mitten in der Fahrt herumgerissen, bin zur Küstenstraße zurückgefahren und habe Lino wieder an Bord genommen.

10

Es ist Punkt eins, als ich vor dem Haus Nummer 5 in der Rue Mosbahi ankomme, mit der Zentnerlast von Sid Alis Sandwich im Magen. Eine Schar faunsgesichtiger Kinder stiebt zappelnd und lärmend vor meiner Motorhaube auseinander, spürbar geschockt von dem neuerlichen Gemetzel, das da ihr Elend überschattet.

Polizeiwagen verstopfen die engen Windungen der Gasse, während ein Schwarm verummter Ninjas* [*algerische Spezialeinheit zur Terroristenbekämpfung*] auf den Nachbardächern Stellung bezieht. Der unvermeidliche Bliss erwartet mich bereits am Eingang zum Innenhof, seine Nase in ein Taschentuch gepreßt.

„Halt schon mal deine Gasmaske bereit, Llob!“ ruft er mir mit Hämorrhoidalstimme entgegen. „Stinkt zum Himmel da drinnen!“

„Würde mir schon reichen, wenn *du* das Feld räumen würdest.“

„Ich bin doch kein Iltis.“

„Du stellst eine Bedrohung für die Ozonschicht dar.“

Lino wiehert hämisch hinter mir los. Bliss zieht es vor, den Klügeren zu spielen, und läßt uns an sich vorbei.

Wir gelangen in einen kleinen Innenhof voll Schotter und Scherben. Ben Hamid, der Kneipier, baumelt in Unterhosen an einem Zitronenbaum. Er ist an den Handgelenken gefesselt und hat einen dicken Wischlappen im Mund. Seine Fußsohlen sind verkohlt, darunter vermittelt ein Aschehaufen eine Ahnung von den heiklen Momenten, die er auf seinem Weg ins Jenseits hinter sich gebracht hat.

„Die Frau ist im Haus“, informiert Leutnant Charter mich.

Wir kommen durch ein verlottertes Wohnzimmer, in dem drei Feldbetten um einen kleinen gedrechselten Tisch herum stehen. Zeitungen und Bierdosen sind über den Boden verstreut. Rechts von einem rußverschmierten Ölofen führt eine Tür in eine eklige Küche: modernde Essensreste in den Tellern, widerliche Flecken auf den Gläsern.

Die Frau liegt im Bad, die Wände sind mit ihrem Blut bespritzt. Sie ist enorm fett und nackt. Man hat ihr die Haut vom Rücken abgezogen und die Kehle von einem Ohr zum anderen aufgeschlitzt. Mein Mittagessen macht Anstalten hochzukommen.

Bliss feuchtet mit spitzer Zunge einen Finger an und blättert feierlich in seinem Notizblock: „Im

Hof das Brandopfer, das ist Ben Hamid. Er betrieb den *Club des amis*, ein kleines Café im Herzen der Kasbah. Und die Frau da war Prostituierte. Nannte sich Brigitte.“

Der Brigadier kommt mit einem knochigen Greis daher, der in seiner zerschlissenen Gandura* [** langer hemdartiger Überwurf*] versinkt.

„Das ist der Nachbar von gegenüber.“

Der Alte schiebt seine Scheschia zurück und kratzt sich verlegen am Schädel. „Na ja, genaugenommen habe ich nicht alles gesehen“, sagt er zögerlich. „Bin ja kein Voyeur. War gerade am Fenster und hab auf den Ruf des Muezzins gewartet.“

„Kein Mensch macht Ihnen einen Vorwurf.“

Das beruhigt ihn. Er dreht sich zum Erhängten um, der von den Polizisten gerade abgenommen wird, und sagt: „Das war keiner von den Anständigen.“

„Was ist passiert?“

„Ein Krankenwagen hat vor dem Hof gehalten. Ich dachte, Ben Hamid ginge es nicht gut. Ich habe mich getäuscht.“ Er macht eine kurze Pause, damit wir noch stärker die Ohren spitzen, und fährt fort: „Was sie dann aus dem Krankenwagen gezogen haben, das war keine Trage, sondern Ben Hamid und eine sehr korpulente Dame. Beide schon übel zugerichtet. Vier Kerle sind über sie hergefallen und haben sie fertiggemacht.“

„Wie spät war es da?“

„Kurz vor dem Ruf zum El-Icha-Gebet.“

„20 Uhr“, präzisiert der Brigadier.

„Der Krankenwagen ist dann wieder weggefahren. Als nächstes tauchte ein Mercedes auf. Mit

zwei Typen, die gleich ausgestiegen sind. In Klammotten wie die Schaufensterpuppen auf den großen Boulevards.“

„Wie sahen die zwei Typen aus?“

„Normal.“

„Was heißt das?“

„Der eine war mager und hatte einen Schnurrbart.“

„Und der andere?“

„Normal.“

„Mager und mit Schnurrbart?“

„Oh nein, er war so groß wie ein Reklameschild, mit rasiertem Schädel und einem birnenförmigen Ohring am linken Ohr. Der andere, der Kleine, hat irgendwas an seinen Schießkolben geschraubt und dann die Laterne kaputtgeschossen. Danach habe ich nichts mehr gesehen.“

Ich lege ihm anerkennend die Hand auf die Schulter. Für ihn ist es, als hätte Algiers Schutzpatron ihn persönlich gesegnet. Ich habe das Gefühl, das federleichte Männlein als ganzes in der hohlen Hand fassen zu können.

„Die Autonummer des Mercedes haben Sie sich nicht zufällig gemerkt?“

„Ich kann nicht lesen.“

„Vielen Dank, Hadsch * [^{*} arabisch: *eigtl. Mekkapilger; generell respektvolle Anrede für ältere Männer*], Sie haben uns sehr geholfen.“

Der Brigadier faßt ihn am Ellenbogen und bugsiert ihn entschieden zur Tür hinaus.

Ehe ich auch nur einen Fingerabdruck auf meiner Kaffeetasse anbringen kann, bittet mich der Boß

schon in seinen Elfenbeinturm. Als ich eintrete, steht er am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und ist ganz in die Betrachtung der Bucht von Algier versunken. Auch der liebe Bliss ist zur Stelle. Da wird mir klar, daß ich nicht herbeizitiert wurde, um einen Orden in Empfang zu nehmen.

Ich verharre eine Ewigkeit in Habtachtstellung. Da mein ausgeprägter Sinn für Disziplin niemanden zu interessieren scheint, hütle ich diskret in die Faust, um die Aufmerksamkeit unseres Direktors zu erregen. Statt seiner reagiert sein dienstbarer Geist: „Psst! Er denkt gerade nach!“

„Wie bitte?“

Bliss erstarrt und wiederholt im Flüsterton: „Der Herr Direktor denkt gerade nach.“

Ich beuge mich über seine Schulter und beginne ebenfalls zu wispern: „Wie unangenehm. Er wird noch sein letztes Gramm Hirnschmalz aufzehren, und dann wird er nichts mehr anstellen können.“

Bliss grinst hämisch und bringt sein Nagetierface vor meinem Atem in Sicherheit.

„Deine Zunge wird dich eines Tages um Leib und Leben bringen, Llob.“

„Aber wenigstens nicht um Leib und Seele, Mephisto. Was hast du ihm alles über mich aufgetischt? Er wirkt ziemlich aufgebracht.“

„Er trauert noch um Jo. Ziemlich mies, sie so im Stich gelassen zu haben.“

Meine Hand fährt ihm an die Gurgel.

„Schluß jetzt!“ schnarrt der Boss und schnellt herum. Sein Gesicht ist aschfahl. Im ersten Moment denke ich, sein Gebiß springt heraus, um

nach mir zu schnappen. Doch er rührt sich nicht vom Fenster, wirft mir statt dessen einen finsternen Blick zu und winkt erschöpft ab: „Euer Hickhack ermüdet mich.“

Bliss senkt zerknirscht den Blick. Der Direx läßt sich auf seinen Thron fallen, bringt ihn mit einem Hüftschwung zum Kreiseln und sieht mich schief an.

„Hast du heute früh den Tagesbericht gelesen? Ein Team vom Geheimdienst hat den Schlupfwinkel von Mérouane TNT ausgemacht. Der Schweinehund hatte an sämtlichen Zugängen Sprengladungen angebracht. Kaum haben sie den ersten Fenstergriff angerührt, ist der ganze Laden in die Luft geflogen. Bilanz: drei Bombenspezialisten auf der Bahre, ein Gutteil der Straße unter Trümmern.“

Er erhebt sich, schlendert erneut zu seinem Aussichtsposten, dann zu mir herüber.

„Drei Monate trittst du schon auf der Stelle, Kommissar. Unterdessen begraben wir einen Toten nach dem anderen.“

„Ich tue, was ich kann.“

„Das ist nicht genug.“

„Ich kann nicht mehr tun, als die Mittel, die man mir an die Hand gibt, zu tun gestatten.“

Seine Lippen schürzen sich, seine Pupillen beginnen gefährlich zu glühen: „Was du da unterstellst, ist einfach lächerlich.“

Bliss beobachtet mich scharf durch seine zusammengekniffenen Lider hindurch. Sich seiner ver-teufelten Raffinesse sehr wohl bewußt, erdreistet er sich: „Das liegt in seiner Natur, Herr Direktor. Immer, wenn er in der Klemme steckt, denkt er

sich eine Ausflucht aus ... Dein Problem kommt daher, Llob, daß deine psychologischen Fähigkeiten zu wünschen übriglassen. Nicht daß Gäids Bande unauffindbar wäre, doch deine Methode, sie aufzuspüren, bringt's einfach nicht. Von Anfang an habe ich Herrn Direktor gesagt, daß du die Angel nach dem Hecht in einer Pfütze auswirfst. Bei jedem anderen hätte ich mich schon längst eingeschaltet, aber dein Hochmut hat mich davon abgehalten.“

„Weißt du eigentlich, was ich von dir halte, Bliss Nahs?“

Er unterbricht mich mit einer Geste, steht langsam auf, rückt seine Krawatte zurecht, streicht das Vorderteil seiner Jacke glatt, streckt sich auf die Zehenspitzen. Pech für ihn, daß sein Kopf nicht über meine Gürtelschnalle hinausreicht.

„Ich weiß, was du von mir hältst, aber es bereitet mir keine schlaflosen Nächte.“

Er nähert sich dem Schreibtisch des Direktors und schiebt mir ein Buch hin.

„Hier haben wir vermutlich eines der Motive für den Mord. Ben Oudas jüngstes Werk: *Traum und Utopie*. Ich habe es zweimal gelesen. Der Herr Direktor und ich sind überzeugt, daß ...“

„Ich hab's auch gelesen. Du kannst mir gar nichts beibringen.“

„Da bin ich wohl leider nicht der einzige!“

Er schlägt das Buch auf Seite 5 auf und legt seinen Finger auf eine Widmung: „*Abderrahmane Kaak in herzlicher Verbundenheit zugeeignet*“, liest er laut vor. „Statt blindlings drauflos zu suchen, könnte man doch mal dieser Spur nachge-

hen?“

Der Direktor kritzelt rasch was auf einen Papierfetzen und hält ihn mir hin: „Seine Anschrift.“

Ich schau auf das Papier, das Buch, die beiden mit ihrer Kunkerei offenbar höchst zufriedenen Ganoven, auf die Bucht hinterm Fenster, auf meine Schuhe, zur Decke und finde nirgendwo Raum, auch nur ein Wort loszuwerden. Mit lockerer Hand greife ich nach dem Papier und strecke mein Kinn hoch. Kommt nicht in die Tüte, mir hier die geringste Blöße zu geben. Wahrer Adel besteht darin, nicht aus der Haut zu fahren, wo simple Verachtung genügt.

Lino ist vorgefahren, um mich wie üblich abzuholen. Ich lasse ihn auf der Straße hupen. Er braucht eine Weile, bis er realisiert, daß mich heute nichts an meinen Schreibtisch zieht und ich allein sein will.

In der Nacht hätte ich fast mein Kopfkissen erwürgt. Und seit dem frühen Morgen schwanke ich, so geschafft bin ich von dieser schlaflosen Nacht, ob ich mich nun rasieren oder gleich unrasiert in der Toilette versenken soll. Ich sehe so schwarz, daß zehn Sonnen nicht dagegen anscheinen können.

Draußen dampft die Stadt unter der Hitzeglocke und schleppt sich verbissen voran. Hier dröhnen dissonant die Motoren, dort heulen gellend die Sirenen. Noch hat der Frühling sich nicht verabschiedet, da schmort Algier schon wie ein Hammel am Spieß zwischen göttlicher Hölle und menschlichem Fegefeuer.

Ich ersticke.

Es gibt Tage, da grollt man Gott und der Welt, und die Republik, die kann einen mal.

Irgendwann bin ich es leid, wie ein Trottel auf mein Spiegelbild zu starren, springe in meinen Zastava und rase durch die Gegend, bis der Kühler fast den Geist aufgibt. Die Gluthitze zwingt mich zuletzt, vor einer Cafeteria zu stoppen. Ich habe mir gedacht, und ausnahmsweise kein Wortspiel im Sinn gehabt, daß ein starker schwarzer Kaffee vielleicht Licht in meine finsternen Gedanken brächte.

Die Cafeteria ist überfüllt und völlig verraucht. Obwohl vier Ventilatoren auf Hochtouren laufen, fühlt man sich wie im Hammam. Eine Bruderschaft notorischer Schreibtischschwänzer und abgedrehter Weltverbesserer setzt das Universum neu zusammen, wie es ihnen gerade durch den Sinn schießt. In den Ecken hängen gelangweilt ein paar Nutten herum. Manche von ihnen rauchen, die Wange in die hohle Hand gestützt. Andere versuchen vergeblich, das Wild mit ihrem ausgebrannten Blick anzulocken, in dem noch jener Funke glüht, der einen Spiegelreflex vom Glanz in den Augen einer Schlange unterscheidet.

Ich setze mich an die Bar. Da der Zufall bei uns immer macht, was ihm richtig erscheint, gerate ich an Capitaine Berrah. Da sitzt er, auf dem Nachbarhocker, und starrt nachdenklich vor sich hin. Der Ärmste! Sein Profil hat nicht mehr Relief als ein Lineal. Kaum hat er mich bemerkt, beginnt er Ausschau nach Ewegh zu halten.

„Den habe ich im Zwinger gelassen!“ beruhige ich ihn.

„Umso besser.“

Er lächelt.

Der Anblick seiner Rochenvisage schneidet mir ins Herz.

„Ist das heute dein freier Tag?“ frage ich ihn.

„Ich warte auf jemanden.“

Ich winke dem Kellner. Statt auf der Stelle anzutreten, dreht der mir ostentativ den Rücken zu.

„Ist hier wie zuhause“, weicht der Capitaine mich ein. „Tee oder Kaffee?“

„Kaffee.“

Er zieht eine Kaffeekanne zu sich rüber, gießt eine Tasse voll und schiebt sie mir zu.

„Du siehst aus, als wenn du gerade aus einem Misthaufen aufgetaucht wärst, Kommissar. Ärger?“

„Nichts Ernstes. Nur ein kleiner Durchhänger.“

Er bietet mir eine amerikanische Zigarette an und hält mir sein Feuerzeug hin.

„Und deine Ermittlungen?“

„Nicht gerade ermutigend.“

„Wir sind auch nicht viel weiter. Wir waren kurz davor, uns Zaddam Brahim zu schnappen. Du erinnerst dich? Der Afghanistanveteran. An der Ermordung von Ben Ouda beteiligt. Vor drei Tagen hat ihn uns eine bewaffnete Gruppe vor unserer Nase weggeschnappt. Gestern haben wir seine Leiche auf einer Mülldeponie gefunden. Sie haben ihn lange gefoltert, ehe er hinüber war.“

„Ich wette, daß unter den Entführern ein ganz normal aussehender Kerl war, so groß wie ein Reklameschild, mit rasiertem Schädel und einer Birne am Ohr.“

Der Capitaine hört abrupt auf, mit seinem Feuerzeug zu spielen.

„Warst du etwa in der Nähe?“

„Nein, aber ich habe einen Glatzkopf in meinem Team.“

Ich stoße ihm mit dem Ellenbogen in die Seite und bemerke: „Ich stelle mir Fragen über Fragen und schaffe es nicht, die Leerstellen im Formular zu füllen.“

„Vielleicht hältst du es verkehrt herum. Wir vom Geheimdienst sind überzeugt, daß eine rivalisierende Bande dabei ist, Gaïds Bande zu liquidieren.“

Ich nippe an meinem Kaffee, finde ihn zu süß und suche nach einem Spucknapf.

Der Capitaine schaut auf die Uhr. Seine Faust ballt sich ungehalten.

„Eine süße Maus?“

„Höchstens eine, die Katz und Maus mit mir spielt. Ich glaube, man hat mich schon wieder versetzt ... – Ich habe Athmane Mamar in der Klinik besucht. Er hat mir erzählt, daß du bei ihm warst, aber über den Brand in seinem Betrieb hat er sich ausgeschwiegen.“

„Das ist so in den höheren Sphären. Man bekämpft sich untereinander, was das Zeug hält, aber dem neugierigen Gesindel gegenüber hält man dicht. Darf ich dir eine nicht ganz koschere Frage stellen, Capitaine?“

„Unter Kollegen immer.“

„Wie kommt es, daß der Geheimdienst nicht die Überstellung von Alla Tej verlangt hat?“

Der Capitaine zieht eine Braue hoch. Sein Lä-

cheln weitet die lädierten Nasenlöcher auf das schauerlichste aus. Er beugt sich über meine Schulter und vertraut mir an: „Eine Frage der Psychologie.“

Ich nicke zerstreut und sage mir, das habe ich doch schon mal irgendwo gehört.

11

Die Nacht hat sich hinter ihrer Schwärze verborgen, die Stadt in der Tiefe ihrer Torfluchten verschanzi. Jegliches Geräusch ist verstummt, und das Schweigen hat sich in sich selbst verkrochen. Die Zeiten sind danach, daß man die Luft anhält. Wir sind im Krieg, verdammt! Ein bißchen Respekt wäre angebracht.

Da biegt funkelnd eine Limousine um die Ecke. Gigantisch wie ein Weltreich. Und so blitzblank poliert, daß sie das Licht der Laternen spiegelt. Sie stoppt vor unserer Nase. Der Wagenschlag geht auf. Der Berg kreißt und gebiert eine Maus. Seinem Smoking und seiner zwanzig Zentimeter langen Zigarre zum Trotz ist der Krösus kaum größer als eine Kröte und hätte problemlos zwischen den Reifen durchhuschen können, doch als ein Mann, der seinen sozialen Rang hochhält, unterzieht er sich der Mühe, seinen Mercedes zu umrunden.

Ewegh und ich lehnen an unserem fahrbaren Untersatz, die Arme über der Brust verschränkt. Die Kröte mustert uns mit dem Gesichtsausdruck eines

Tempelwächters, der soeben Spuren von Kot auf dem Opferaltar entdeckt, läßt den Blick über die Leibesfülle des Targi schweifen und verzieht schließlich die Lippen: „Gehört der Schaufelbagger da Ihnen?“

„Das ist kein Schaufelbagger.“

„Und das hier ist keine Baustelle.“

Ich öffne meine Arme-Schlucker-Jacke über meinem Bullenausweis.

„Sie sind Abderrahmane Kaak?“

„*Monsieur* Abderrahmane Kaak, Inhaber der Raha-Hotelkette, Generaldirektor von Afak-Import-Export, Direktor von DZ-Tours. Was wünschen Sie?“

Sein weingeschwängelter Atem verätzt mir die Netzhaut und sein Eifer meine Eingeweide.

„Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.“

„Worüber?“

„Darüber ließe sich drinnen bestimmt besser sprechen.“

„So ein Pech aber auch. Ich habe meine Schlüssel verlegt.“

Ich zu Ewagh: „*Monsieur* hat seine Schlüssel verlegt.“

Ewagh nickt, erklimmt die Treppe, tritt einmal kurz zu und die Tür der Villa ein. Der Knirps erleidet einen Schock. Die Zigarre fällt ihm aus der Hand, und sein Teint färbt sich grau. Ich bin mir sicher, hätte man seinem Erzeuger höchstpersönlich einen Tritt in den Allerwertesten verpaßt, hätte ihn das nur halb so sehr tangiert.

„Heh, was soll das? Diese Tür ist ein Kunstobjekt. Wo kommen Sie denn bloß her! Diese Tür hat

mich ein halbes Vermögen gekostet.“

Ich sage zu Ewegh: „Diese Tür hat ihn ein halbes Vermögen gekostet.“

„Begnügen wir uns halt mit dem, was übrigbleibt.“

Der Knirps blickt wutentbrannt in alle Richtungen. Seine Fliege bebt unter seinem Kinn: „Sie sind ja wahnsinnig!“

„Treten wir ein, Monsieur Kaak. Ist doch besser, wir haben es mit Wänden, die Ohren haben, zu tun, als mit Satelliten.“

Er mustert uns von Kopf bis Fuß und murmelt: „Für Leute von der Polizei sind Sie enttäuschend. Ihre Manieren stehen denen Ihrer Delinquenten in nichts nach.“

Wir schieben ihn vorwärts in einen Salon, der doppelt so groß ist wie meine Dreizimmerwohnung. Mit Todesverachtung weist er uns Sofas an, stellt sich auf die Zehenspitzen, um eine Hinterbacke auf die Armlehne eines Sessels zu stützen, und stemmt seine Puppenfinger in die Hüften.

„Beeilen Sie sich, mein Bad wartet.“

Ewegh bleibt im Türrahmen stehen und blickt so ausdruckslos drein wie ein Walfisch.

Ich lasse meinen Blick seelenruhig über das Sammelsurium aus Gemälden und Möbelstücken wandern, mit denen der Raum vollgestopft ist. Dieser Reichtum, der aus dem Nichts kommt, verführt zu allem und nichts.

„Gewisse Lästerzungen wissen zu berichten, daß Ben Ouda und Sie sehr enge Freunde waren.“

„Waren wir auch.“

„Und diese Leute begreifen nicht, warum Sie

nicht auf seiner Beerdigung waren.“

„Ich war zur Behandlung eines Tumors in Paris.“

„Dieselben Lästereien behaupten außerdem, daß Sie gewissermaßen sein wichtigster Vertrauter waren.“

„So ist es.“

„Er hat Ihnen sicherlich von der Drohung erzählt, die über ihm schwebte.“

Er legt seinen Finger an die Wange, frei nach Rodins *Denker*, sinniert eine Weile und erhebt sich.

„Inspektor ...“

„Kommissar.“

„Nun denn, Kommissar, die Lästereien zerreißen sich gerne das Maul, aber leider erklären sie dabei nicht viel. Doch das ist wohl auch nicht ihre Berufung. Ben Ouda war in letzter Zeit nicht mehr ganz für voll zu nehmen. Er hatte sich total darauf versteift, Geschäfte zu machen. Er hat seine sämtlichen Ressourcen, auch seine geistigen, aufs Spiel gesetzt. Und sein Bankrott riß alles mit sich fort. Er bekam tiefe Depressionen. Er war überzeugt, gelinkt worden zu sein. Ben war ein unvergleichlicher Diplomat, doch in Geschäftsdingen eine Niete. Er weigerte sich, sein finanzielles Debakel zur Kenntnis zu nehmen, und suchte seinen Teilhabern die Schuld zuzuschieben. Er war nicht mehr wiederzuerkennen.“

„Kein Wunder, er war enttäuscht. Seine Kumpel haben ihn ungerührt den Bach runtergehen lassen.“

„Stimmt nicht. Ben hat das Ganze nur nicht wegstecken können. Er sah überall nur noch Feinde.“

„Das war also der Grund, warum er sich rächen

wollte?“

„Wie bitte?“

„Ben hatte vor, ein kompromittierendes Buch zu schreiben.“

Abderrahmane setzt sich wieder hin, diesmal auf einen Glastisch mir gegenüber. Er wirkt entspannt.

„Das waren ganz bewußte Verleumdungen, Kommissar. Er suchte eine Menge Journalisten auf und redete ihnen ein, er wäre im Besitz des Jahrhundertdokuments. Weil er es nicht verkraften konnte, sein Geld falsch angelegt zu haben, goß er Kübel von Mist über denen aus, die da reüssiert hatten, wo er gescheitert war.“

„Und doch ist irgendwer dabei in Panik geraten. Sonst hätte man ihn ja wohl kaum umgelegt und seinen Tresor leergeräumt.“

Der Gnom zuckt mit keiner Wimper. Er mustert mich amüsiert, dann formt er aus Daumen und Zeigefinger ein Loch und pustet hindurch: „Alles nur Bluff ...“

„Professor Abad glaubte ihm jedenfalls. Er hat sogar eingewilligt, mit ihm zusammenzuarbeiten.“

„Ich bin am Anfang auch drauf reingefallen. Ich bat ihn, Beweise vorzulegen. Ben redete jedesmal nur darum herum. Mit der Zeit begriff ich, daß es nichts zu beweisen gab. Ben hatte mir ja nie das Geringste verheimlicht.“

Ich zücke eine Karteikarte, auf die ich in Riesenschrift *HIV* gemalt habe. Er liest es, ohne nur einmal zusammenzuzucken, schiebt die Lippen vor und bemerkt:

„Wenn Sie diese Buchstaben in Ihrem Krankenbericht gefunden haben, Kommissar, dann gute

Nacht!“

„Ich habe sie woanders gefunden, auf einer Treppe neben der Leiche von Professor Abad.“

„Keine Ahnung, was das zu bedeuten hat.“

„Nicht die geringste Idee?“

„Ich muß leider passen.“

Wieder im Auto, während wir Richtung Bab el Oued den Hügel hinabrollen, frage ich Ewagh, was er von der Vorführung des Krösus hält.

Der Targi mummelt: „Der hat seine Lektion gut gelernt.“

„Das Gefühl habe ich auch.“

„Ich muß dringend meine rituellen Waschungen machen“, jammert Lino, eine Arschbacke auf meine Schreibtischkante gestützt. „Kaak ist eine wandelnde Jauchegrube.“

Da seine Metapher mir nichts sagt, wischt er sich die Hände an den Knien ab und fügt hinzu:

„Ich habe die Archive durchforstet. Seine Akte quillt über vor Schmutz. 1976 jobbt er als Kassierer in einem Vorortkino. Brennt mit der Kasse durch. Ein Jahr Knast. 1981 macht er einen Fernseh-Reparatur-Service auf. Ein Jahr Knast wegen Einbruch. 1985 ist er Vertragshändler der Sonacome [^{*} staatlicher algerischer Automobilhersteller, der das Monopol auf Ersatzteile hat]. Wird verhaftet wegen Schwarzhandels mit Ersatzteilen. Das Verfahren gegen ihn wird eingestellt. 1989 ist er Geschäftsführer von Raha, einem Hotel an der Küstenstraße. Wird verhaftet wegen Anstiftung zur Unzucht. Das Verfahren gegen ihn wird eingestellt. 1991 gründet er Afak-Import-Export. Wird verhaftet wegen Im-

ports verdorbener Lebensmittel. Das Verfahren wird eingestellt. 1993 zählt seine Raha-Gruppe fünf Hotels, drei Fünf-Sterne-Restaurants und drei Fastfood-Läden.“

„Und das alles hat er aus der Kinokasse finanziert?“

„Njet. Sein himmlisches Manna begann 1983 zu fließen. Da stieß er auf einen gewissen Dahmane Faïd. Dem dient er als Strohmann.“

„Sein IQ?“

„Könnte keine Nachrichtensendung von einem Werbespot unterscheiden.“

„Das erklärt noch nicht, wie er Ben Oudas Freund werden konnte.“

„Der Diplomat war häufiger Gast in den Raha-Hotels. Damals waren die Pagen nicht nur zum Koffertragen da.“

Mit meinem Holzlineal stupse ich die Arschbacke von meinem Schreibtisch herunter, denn der Leutnant beginnt, mir Schatten zu machen. Lino läßt sich in den Sessel fallen, sein Kopf verschwindet zur Hälfte hinter dem Telefon.

„Der weiß bestimmt so manches, Kommy. Den dürfen wir uns nicht entgehen lassen.“

Ich lehne mich weit zurück und lege die Füße auf den Schreibtisch. Die Risse an der Zimmerdecke bringen mich aus dem Konzept. Ich schließe die Augen, um besser nachdenken zu können.

Am Nachmittag fahre ich nochmals zu Abderrahmane Kaak. Er hat seine Tür schon repariert und sorgt eilends für ihre Sicherheit, sobald unser Auto vor seinem Gartentor hält.

„Haben Sie etwas vergessen, Kommissar?“

„Möglich.“

„Ich erwarte Besuch.“

„Eine Zwergin?“

„Jemanden, der sehr viel größer ist.“

„Und wo haben Sie Ihren Hocker versteckt?“

Er errötet bis ins Weiße vom Auge hinein.

„Spielen Sie keine Spielchen mit mir, Kommissar. Ich kenne *meine* Rechte und *Ihre* Grenzen. Wenn Sie keinen Durchsuchungsbefehl haben, können Sie gleich wieder gehen.“

„Wer einen Schaufelbagger hat, braucht keinen Durchsuchungsbefehl.“

Er bläst die Backen auf und weicht zurück.

„In welchem beschissenen Land leben wir eigentlich, verdammt noch mal?“ mault er und geht uns voraus.

„Die Lästerzungen haben sich von Ihrer gestrigen Vorstellung nicht überzeugen lassen, Monsieur Kaak. Ich auch nicht. Ich werde Ihnen meine Version der Fakten geben und Sie korrigieren mich, wo ich mich irre: Ben Ouda hat nicht geblufft. Ich habe ihn ein paar Tage vor seinem Tod getroffen. Er machte nicht den Eindruck, ungereimtes Zeug zu reden. Er hatte den Finger in der Tat auf ein tolles Ding gelegt. Eine Diskette. Sein Problem war, daß er nichts für sich behalten konnte. Er suchte seinen großen Intimus auf, und das war der Anfang vom Ende.“

Abderrahmane Kaak beginnt zu zittern und zu beben. Seine Kinnmuskeln verkrampfen sich und seine Fäuste dazu. Er starrt erst Ewegh und dann Lino an, macht einen Schritt vor und drückt mir seinen Finger in den Bauch.

„Hinaus mit Ihnen, Kommissar. Ich habe genug von Ihnen.“

„Monsieur Kaak, wer lügt, lügt doch nicht ohne Grund. Ich habe das überprüft. Sie waren gar nicht in Paris, weder um einen Tumor behandeln zu lassen, noch um sich Stöckelschuhe anzuschaffen. Sie waren nicht auf der Beerdigung Ihres Busenfreundes, weil er Ihnen das nicht wert war ... Sie ganz allein haben ihn verraten.“

„Sie reden Unsinn, Kommissar. Ben war mein bester Freund.“

„Was wissen Sie schon von Freundschaft, Monsieur Kaak? Eine glücklich gurrende Komplizenschaft in den Abgründen eines rosa Schlafzimmers? Ein paar nette Scharaden, solange alles in Butter ist ...? Ben Ouda war von dem Moment an nicht mehr Ihr Busenfreund, als er begann, in Ihren Jagdgründen zu schnüffeln. Vielleicht ahnte er nicht, daß Sie genauso korrupt wie alle anderen waren und man, wenn man den Hai bedroht, auch den Schwarm der kleinen Fische um ihn herum gefährdet.“

„Ich ersuche Sie noch einmal zu gehen!“

„Was ist denn hier los?“ überrascht uns eine energische Stimme. „Man kann euch ja auf der Straße hören!“

Dahmane Faïd steht im Vorraum, nebst Rotkopf und noch zwei Gorillas, die so häßlich sind, daß man meinen könnte, sie seien eben erst von ihren Bäumen geplumpst. Eisige Stille erfüllt den Salon. Bevor ich mich ganz dem Milliardär zuwende, füsiliere ich mit bösen Blicken meine Männer, die sich derart haben überrumpeln lassen.

„Sieh an, Derrick. Was machen Sie denn so weit von Ihrem Ghetto entfernt?“

„Meine Kreise ziehen.“

„Sie sollten lieber Leine ziehen. Sie sind hier in einer Nobelgegend. Eheszenen und Kräche sind hier tabu. Wer hier lebt, hat für Marktschreierei und Volksaufläufe schon lange nichts mehr übrig.“

Abderrahmane fällt ein Stein vom Herzen. Er schubst mich beiseite und eilt seinem Erlöser entgegen. Der Milliardär bremst ihn mit einem Blick und schnippt kurz mit dem Finger, damit er die Klappe hält.

„Eine unschöne Sache, unbescholtene Bürger zu drangsalieren, Kommissar. Die Polizei hat doch wirklich Besseres zu tun. Sie wird dafür bezahlt, daß sie uns den Fundamentalismus vom Hals schafft. Statt hier ihre Muskeln spielen zu lassen, sollten Sie lieber die Widerstandsnester der Terroristen ausheben ... Und jetzt entschuldigen Sie uns, Monsieur Abderrahmane und ich haben zu arbeiten.“

Ich weiß nicht, wieso, doch plötzlich finde ich keine Worte mehr.

Dahmane läßt seine Gebetskette in einem fort durch seine Finger gleiten, mit gierigem Lächeln und glasigem Blick. Hinter ihm scharren seine Schergen schon mit den Hufen, lauern nur auf ein Zeichen von ihm, um uns zu verschlingen.

Ich sage: „Wen wollen Sie mit Ihrer Gebetskette eigentlich zügeln, Monsieur Faïd?“

„Die Lust, auf Sie loszugehen!“

„Das ist doch Schnee von gestern. Sehen Sie mal aus dem Fenster. Die Welt ändert sich rasend

schnell. Das Gesetz steht wie Phönix aus der Asche auf. Noch ein falsches Wort, und ich loche Sie ein wie einen gewöhnlichen Strolch.“

Rotschopf setzt zum Ausfall an. Darauf hat Ewegh nur gewartet. Seine Fäuste tänzeln leidenschaftlich los. Ich habe das Gefühl, wenn es ums Zuschlagen geht, könnten sämtliche Stricke der Welt sie nicht halten. Rotschopf glaubt zunächst an einen Zusammenstoß auf der Autobahn, dann realisiert er, daß es das doch nicht war, und geht so schnell wie eine alte Tapete zu Boden. Die Pranken der zwei Gorillas schweben reglos in der Luft, zwei Millimeter von ihren Knarren entfernt, so geschockt sind sie von der Kanone, die der verblüffend heldenhafte Lino den beiden vor die Nase hält.

Dahmane Faïd wiehert drauflos, nicht die Spur beeindruckt ist er.

Ich trete vor, um ihm aus nächster Nähe die Stirn zu bieten: „Sie sind bestenfalls ein gutartiges Geschwür, Monsieur Faïd.“

„Ihr Labor liefert schlechte Analysen.“

„Denke kaum. Noch was: ich habe einen Horror vor falscher Frömmigkeit.“

„Kommen Sie mit meiner Gebetskette nicht klar?“

„So ist es.“

Von neuem läßt er sie durch die Finger gleiten.

Er lacht höhnisch auf: „Ich versichere Ihnen, ich bin ein gläubiger Mensch.“

Mit einer Kopfbewegung weise ich meine Männer zum Rückzug an.

Dahmane Faïd verfolgt mich mit seinem Sarkas-

mus:

„Heh, Derrick! Warum zweifeln Sie an meinen Worten? Ich bin gläubig. Mein Glaube ist so echt wie meine Gebetskette. Sag es ihm, Abder, daß ich gläubig bin.“ Er bricht in polterndes Gelächter aus. „Derrick, nicht Gott ist es, der den Menschen nach seinem Bilde erschafft. Die Natur will, daß jeder seinen eigenen Gott inkarniert. Mir ist es gleich, ob meiner einen Bart von der Länge mehrerer Lichtjahre hat oder grauenhafte Hörner auf dem Schädel. Alles, was zählt, ist, daß man an ihn glaubt ... Heh! Derrick ...“

Ich mache auf der Stelle kehrt, bin mir jeder meiner Bewegungen bewußt und gesegnet durch jeden Tropfen Schweiß auf meiner Stirn. Ich fühle mich um dreißig Jahre zurückversetzt, in die Zeit, da meine Brust vor Slogans überquoll und ich mich im Morgenlicht wie betört anschickte, die Welt zu erobern. Schlagartig lösen sich die Kinderschrecks auf, ihre Allmacht erblaßt, und es bleibt nichts als die Befriedigung zurück, die man aus einer gut gelernten Lektion bezieht.

Dahmane Faïd begreift, daß ich inzwischen erwachsen bin. Er wird nervös. Und nur wegen dieser winzigen, kaum merklichen Schwäche, die er da durchscheinen läßt, bricht es aus mir heraus: „Wenn Sie so herumschreien, Dahmane Faïd, beweist das letztlich nur, daß Sie, welchen Gott auch immer Sie inkarnieren, innerlich so hohl wie ein Dudelsack sind.“

Sein Adamsapfel verklemmt sich in Höhe seines Kinns. Ich setze seinem Blick nach und halte ihn genau in dem Moment fest, als er zum zweiten

Einschüchterungsversuch ansetzen will. Unsere Atemzüge vermischen sich. Man könnte den Staub auf den Fliesen knirschen hören.

Ich drehe mich um und gehe davon – in der Gewißheit, wenigstens einmal im Leben den Teufel im richtigen Moment am Schwanz gezogen zu haben.

12

Der Belvedere ist ein fantastischer Ausflugsort. Früher kamen die Liebespärchen von den angesehensten Gymnasien der Stadt in ihren Cabrios hierher, um aufs Meer hinaus zu blicken und ihre Unterhöschen zu tauschen. Man konnte sie von weitem an ihren bunten, im Wind knisternden Tüchern und ihrem girrenden Lachen erkennen. Und um sie herum, umgeben von bunten Lichtern und Vogelgezwitzcher, führten Hunde ihre Herrchen aus, hingen alternde Damen am Arm ihrer Gigolos, umschwärmten ganze Sippen an den Wochenenden die weißen Tische der Milchbars. Die Tage waren so flachsblond wie der Sommer. Die Mädchen dufteten nach Jasmin, die Augen der Kinder strahlten wie tausend Juwelen.

Heute hat der Belvedere nur wenig von seiner Pracht eingebüßt. Nach dreijähriger Abstinenz sind die Turteltäubchen wieder da, doch ihr Tauschhandel ist etwas zurückgegangen. Und die Sippschaften, die sich noch auf die Esplanade wagen, schau-

en zweimal, wohin sie ihre Füße setzen.

Tief unten schiebt die Stadt ihre Menschlein wie Mosaiksteine hin und her. Unter der Hitzeglocke wirkt sie wie eine immense Baustelle. Jenseits der Straße, die zum Flughafen führt, plätschert nonchalant das Mittelmeer. Die Schiffe am Horizont vertreiben sich die Zeit, indem sie ihre Anker nach dicken Fischen auswerfen.

Doch das alles spielt sich hinter meinem Rücken ab. Ich bin nicht zum Belvedere gekommen, um die guten alten Zeiten aufleben zu lassen. Heute früh hat ein anonymes Anrufer uns auf ein verdächtiges Fahrzeug in der Tiefgarage B hingewiesen. Wir haben zwei Stunden gebraucht, um die Örtlichkeiten von Menschen und Autos zu räumen.

Das fragliche Fahrzeug ist ein Taxi. Es steht neben einem Pfeiler und hat einen Platten. Lino und ich haben uns hinter einer Betonrampe am anderen Ende des Parkdecks verbarrikadiert. Wir beobachten einen Trupp Bombenentschärfer, die mit verschmierten Händen und chirurgischen Griffen an der Kiste herumwerkeln.

Sie schaffen es, eine Tür zu öffnen, dann die Motorhaube. Keine Bombe. Doch dafür im Kofferraum eine Leiche im fortgeschrittenen Stadium der Verwesung. Trotz des Gestanks und der Folterspuren, die der Körper aufweist, identifizieren wir ihn sofort. Bliidi Kamel, dreißig Jahre alt, verheiratet, vier Kinder, ehemals Trödler in El Harrach. Beteiligt an den Morden an Ben Ouda und Professor Abad.

Den Rest erledigt zuverlässig das „arabische Telefon“, die hiesige Buschtrommel: Kaum im Büro,

stolpere ich schon über Capitaine Berrah. Er hat noch vor dem Direktor von unserem Fund läuten gehört. Entgegenkommend rafft er sich aus dem Sessel hoch und streckt mir die Hand hin.

„Sieh an, die Neuigkeiten verbreiten sich ja schnell“, sage ich.

„Auch der Geheimdienst hat einen Glatzkopf in seinen Reihen ... Ist jetzt schon der dritte Tote von Gäids Leuten innerhalb von dreizehn Tagen. Wenn das so weitergeht, geht uns bald der Nachschub aus.“

Ich bitte ihn, sich wieder zu setzen, und schnappe mir den Nachbarstuhl.

„Und alles nur, weil es uns untersagt ist, die Verdächtigen mit dem Schweißbrenner zu bearbeiten.“

Der Capitaine bietet mir eine Zigarette an und vergißt, sein Feuerzeug anzuknipsen. Er ist mächtig gealtert. Tiefe Ringe um die Augen und Gesichtszüge, in die der Schlafmangel seine Spuren gegraben hat. Er greift nach einer Tasche, die neben seinen Füßen liegt, und zeigt mir das Foto einer dreckigen Visage mit einem Häftlingsschild vor der Brust.

„Das ist der Kerl, der ‚ganz normal aussieht und so groß ist wie ein Reklameschild‘. Heißt Hakim Karach alias der Bosco.“

Da macht es Peng. Meine flache Hand knallt gegen meine Stirn. Ich bin wirklich ein Vollidiot. Ich packe den Capitaine am Arm und zerre ihn hinter mir her, direkten Weges zur Haftanstalt von Serkadji, wo sich Alla Tej auf Kosten der Republik den Bauch vollschlägt und sich einen Teufel um unsere permanenten Umschuldungen schert und

die Restriktionen, die der Internationale Währungsfonds uns auferlegt.

Zelle 48 ist ein verfallenes Loch am Ende vom Gang zwischen der vergitterten Deckenleuchte und den Latrinen. Alla Tej sitzt fakirgleich mitten im Raum, die Hände auf den Knien und den Kopf im Nirwana. Auf den ersten Blick könnte man meinen, man hätte ihn mitten in einer Yoga-Sitzung überrascht.

„Er schmolzt mit uns“, erklärt uns der Wärter und kratzt sich den Rücken mit seinem Gummiknüttel. „Er sagt, er sei klaustrophob und brauche Gesellschaft. Am Anfang war er in Zelle 16. Und alle wollten zu ihm in die Sechzehn. Mit ihm wurde es nie langweilig. Wir mußten ihn schließlich in eine Einzelzelle verlegen, damit keiner neidisch wurde“, schloß er mit der Weisheit eines Patriarchen.

„Jetzt sind wir ja da, um ihm Gesellschaft zu leisten. Vielen Dank, du kannst gehen.“

Der Wärter ist ein braver schwabbeliger Fleischberg mit einem sanften Mondgesicht. Sein Schnauzer hängt ihm bis aufs Kinn, seine Arme sind tätowiert und sein Hosenschlitz reicht bis zum Nabel hoch. Seine Stimme ist weich, und wenn er redet, zittert sein Bauch wie Wackelpudding.

„Wenn Sie wollen“, erbieht er sich, „kann ich auch bleiben. Bei dieser Art von *bougnoule*^{*} [^{*}französisches Schimpfwort für Araber] weiß man nie. Die verstehen nur die Sprache des Knüttels.“

Ich lächele ihm zu. Er versteht, daß ich seine Dienste nicht brauche, und macht sich davon, wobei er mit dem Knüttel gegen sein Bein schlägt.

Mit der Fußspitze rüttle ich Alla Tej wach. Er

bewegt sich schwerfällig. Sein Gesicht verändert sich, als er mich wiedererkennt. Der Capitaine läßt sich auf den Strohsack fallen und schlägt die Beine übereinander. Seine Fingernägel kratzen zerstreut über das Leder seiner Tasche. Ich trete einen Schritt zurück und lehne mich an die Zellenwand.

„Na, sind sie nicht nett zu dir?“

Alla zuckt die Achseln.

„Draußen hab ich mich wohler gefühlt.“

Der Capitaine beginnt sich zu rühren. Er rollt das Foto von Hakim Karach zwischen den Fingern und schnipst es ihm zu. Das Foto flattert, kreiselt und landet direkt vor Alla.

„Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Ich habe gesagt, was ich weiß, und keine mildernden Umstände gekriegt. Außerdem ist jetzt nicht mehr die Polizei für mich zuständig, sondern die Justiz. Ihr könnt euch die Mühe sparen, mich einzuschüchtern.“

Wir antworten nicht, der Capitaine und ich. Alla wartet auf eine Reaktion, irgendein Zeichen, doch es kommt nichts. Unser Schweigen dauert an.

„Glaubt nicht, daß ihr mich mit so was beeindruckt ...“

„...“

Er schluckt unter dem undurchdringlichen Blick des Capitaine, versucht, dem meinen schönzutun. Vergeblich. Im Gang hört man den Wärter, der seinen Knüppel über die Gitter schleift. Ein Metallbehälter fällt hinten in der Abteilung um, gefolgt von einem donnernden Fluch. Dann gewinnt das Schweigen wieder die Oberhand, unangenehm, lastend dehnt es sich in Zelle 48 aus. Alla zögert,

gerät ins Wanken. Zaghafte gleitet seine Hand zu Boden, umkreist das Foto, zieht es mit einem Finger heran.

„Den Typen da hab ich noch nie gesehen“, schwindelt er, um das Gesicht zu wahren.

„Das ist der Bosco.“

„Kenn ich nicht.“

„Mach's nicht noch komplizierter. Wir sind alle kaputt. Bringt doch nichts, sich wie einen Esel zusammenprügeln zu lassen ... Ist das der Bosco, von dem du mir erzählt hast, als ich das erste Mal bei dir war, um dir einen kleinen Deal vorzuschlagen?“

Alla hält das Foto symbolisch näher ans Licht, das aus der Luke eindringt.

„Und was ändert das für mich?“

„Ich verspreche dir, ihn auf der Stelle zu dir in die Zelle zu sperren, sobald ich ihn geschnappt habe.“

„Ja, das ist er.“

„Hast du ihm Geld geschuldet?“

„So war's.“

„Und Gaïds Bande, schuldeten sie ihm auch Geld?“

„Daran würde er nicht mal im Traum denken. Der Bosco, das ist ein Nichts. Der prügelt nur Nutten und tritt Säufern in den Arsch, aber der hat nicht genug Mumm in den Knochen, um vor Gaïd aufrecht dazustehen.“

„Vor zwei Wochen hat er Ben Hamid und Brigitte kaltgemacht.“

Alla läßt das Foto verächtlich fallen.

„Dann kann er es nicht sein. Ihr verrennt euch da in was. Der Bosco ist ein unbedeutender Ganove.“

Sein Revier sind die Bars. Der kann nur Nutten und Besoffene malträtiert, sonst kann er keinem das Wasser reichen.“

„Zaddam und Bliidi Kamel hat er auch aus dem Weg geschafft.“

Alla lacht kurz und ordinär auf.

„Ihr seid auf dem Holzweg, Leute.“

„Und doch verhält es sich so.“

Alla hört auf herumzuzappeln, eine Hand hat er am Kinn. Ungläubig springt sein Blick zwischen mir und dem Capitaine hin und her.

„Ihr führt mich doch an der Nase herum.“

„Wir haben gar keinen Nasenring dabei.“

Er schüttelt mehrmals heftig den Kopf.

„Das ist einfach nicht möglich. Das ist bloß ein schmieriger kleiner Gauner, sonst nichts.“

„Gäid war nichts als ein Häufchen Scheiße im freien Feld“, regt der Capitaine sich auf, „und jetzt hat er sich zum Problemfall ausgewachsen. Darüber brauchen wir nicht zu diskutieren. Was wir wissen wollen, ist einfach: warum ist der Bosco hinter dem Friseur her?“

„Fragt ihn doch selbst. Er arbeitet im Majestic, einem Edelbums an der Küstenstraße.“

„Da ist er nicht mehr. Schon seit Monaten hat sein Chef nichts mehr von ihm gehört.“

Der Wärter taucht hinter dem Gitter auf, streichelt seinen Knüppel und fragt: „Haben Sie mich gerufen, Kommissar?“

„Nicht wirklich.“

„Ich bin nebenan.“

„Hab verstanden.“ Der Wärter schneidet eine Grimasse, bei der der Schnauzbart bebt, und ver-

duftet.

Alla zieht den Kopf zwischen die Schultern. Seine Stimme steigt aus einem verunsicherten Knurren auf: „Haben Sie eine Zigarette für mich?“

Der Capitaine wirft ihm eine Schachtel Marlboro hinüber. Alla greift hektisch zu und raucht wie ein Weltmeister drauflos. Wir lassen ihn drei Minuten lang sich vergiften.

Endlich sagt er:

„Gaïd hat den Diplomaten umgelegt, um an ein Dokument oder so was Ähnliches zu kommen. Er hatte eine Million Dinar Vorschuß kassiert und sollte hinterher nochmal dasselbe bekommen. Und als Gaïd das Ding dann in der Hand hatte, da ist ihm das zu Kopf gestiegen. Er wollte fünfmal soviel, wie abgemacht war. Sein Auftraggeber ließ sich aber nicht erweichen. Einige Zeit später hörte Mérouane TNT von Brigitte, die hin und wieder im Majestic arbeitete, der Bosco wäre beauftragt worden, Gaïd das Dokument abzuknöpfen. Kein Mensch glaubte ihr das. Eines Abends wurde ich dann in Riad El Feth von zwei Typen gestellt. Sie sagten, der Bosco wolle mich sprechen, und zerrten mich in ein Auto. An einer roten Ampel bin ich getürrt. Am selben Abend seid ihr dann mit eurer Dampfwalze bei mir aufgetaucht.“

„Hast du deine Geschichte Gaïd erzählt?“

„Ich hab's nicht geschafft, ihn ausfindig zu machen.“

„Wer war das, der dich am selben Abend noch abholen kam?“

„Ben Hamid.“

„Hast du ihm von Boscoss Männern erzählt?“

„Ich habe ihm gesagt, daß Bullen da waren, die sich für Boscos Männer ausgaben. Das hatte ich geglaubt, als ihr bei mir aufgekreuzt seid.“

„Und wer ist der Auftraggeber?“

„Darüber redet Gaïd mit seinen Männern nie. Er handelt das immer heimlich aus. Das ist seine eiserne Regel. Er kriegt einen Auftrag, er führt ihn aus. Und weiß von nichts.“

„Dann war das also gar kein Emir“ [** So werden in Algerien die Anführer der verschiedenen Islamistengruppen genannt.*!]“ kreischt der Capitaine.

Alla verzieht verächtlich den Mund: „Ein Emir, was ist das denn, bist du naiv! Das sind doch alles nur Ablenkungsmanöver. In Wirklichkeit herrscht das totale Chaos. Jeder dreht sein eigenes Ding, und das war's.“

13

Als wolle sie sich absetzen von den Elendshütten, die an der Talseite verrotten, macht die Straße einen Hüftschwung und eilt bäuchlings auf ein Eukalyptuswäldchen zu. Doch wie sehr sie sich auch absondern will, wer einmal schlechten Umgang hatte, wird unweigerlich davon eingeholt. Schon geht unsere Straße einem Weiler ins Netz, der sich hinter einer Kurve duckt und sie zwischen seinen Bruchbuden in Stücke fetzt. Wohl gelingt es ihr, ein paar Streifen Asphalt zu retten, und sie schleppt sich noch an die tausend Meter hin, zerlumpt und

118

ausgemergelt, bevor sie bei einem Anlegesteg endgültig den Geist aufgibt. Die Piste, die gegenüber beginnt, bröckelt hügelwärts gefährlich ab und geht zuletzt in den Reifenspuren auf der Mole unter, wo Autowracks ihre Innereien den Krebsen und Kraken anpreisen.

Es ist zwölf Uhr mittags. Ein Fischer geistert einsam auf seinem Fels herum, beim Anblick der Gegend sträubt sich sogar einer Straßenkatze das Fell. Im ausgedörrten Gras wird eine fliehende Eidechse zum Ereignis. In der Brutkastenhitze stinkt es nach verwestem Hund.

Am Ende eines Ziegenpfads setzt sich ein Barackenwirrwarr stelzvogelartig dem Ansturm der Wellen aus, die Mauern sind völlig abgeblättert und die Fenster stärker vergittert als jeder Raubtierkäfig.

Tahar Brik haust in Baracke 28. Um dorthin zu gelangen, muß man sich vorab bekreuzigen* [** Die französische Kolonialzeit hat im algerischen Alltag und im Sprachgebrauch tiefgreifende Spuren hinterlassen. So gebrauchen auch bekennende Muslime häufig christliche Symbole, Metaphern und Redewendungen.*], wegen eines vorsintflutlichen Stegs, der zu scheppern beginnt, sobald nur eine Möwe drüberfliegt.

Lino reibt an einer rostigen Klingel. Es läutet nirgendwo. Er klopft an eine Fensterscheibe. Als bald klirren die Messingringe einer Vorhangstange und geben ein Frauengesicht frei, das so unerforschlich ist wie die Wege des Herrn*.

„Wir suchen Tahar“, bemerkt Lino.

Das Gesicht der Frau bleibt reglos, gleicht mehr einem Bild als einem Menschen aus Fleisch und

Blut.

Sie braucht eine Ewigkeit, um endlich tonlos hervorzustoßen: „Gibt’s hier nicht.“

„Wir sind Freunde.“

Dieser Begriff löst nichts bei ihr aus. Sie sieht aus wie eine, die so viele Hiebe eingesteckt hat, daß sie nicht versteht, wieso man sie plötzlich nicht mehr prügelt.

„Wir sind von der Polizei.“

Sie hebt den Vorhang ein wenig an.

„Polizisten mit Mädchenzöpfen ...? Geht nur wieder. Hier gibt es keinen Tahar. Und mein Mann wird auch gleich nach Hause kommen.“

„Achtung!“ warnt uns Ewegh von der anderen Seite des Stegs. „Er türmt gerade durch den Hinterausgang.“

Wir hören, wie es in der Baracke rumort. Kleinkinder fangen zu plärren an. Ich laufe zur Terrasse und komme genau in dem Moment an, als ein Rüschengewand sich ins Leere stürzt, wenig später ins Meer platscht und eine enorme Fontäne aufspritzen läßt. Ich sause eine hinfällige Treppe hinunter und wate durch die trüben Ergüsse eines Abwasserkanals. Ewegh seinerseits spurtet mit Riezensprüngen zum Strand hinunter, klettert über einen Kranz von Felsen und nimmt den Flüchtenden beim Auftauchen aus den Fluten in Empfang.

„Nur keine Panik, mein Junge. Wir wollen dir nichts Böses.“

Tahar Brik hebt die Hände über den Kopf. Seine von der Luft aufgeblähte Gandura schwimmt wie ein großer Krapfen um ihn herum.

„Wir sind von der Polizei.“

Tahar beruhigt sich ein wenig. Er bleibt einen Moment sinnierend im Wasser stehen, dann klettert er auf den Felsen, stößt den Arm des Targi beiseite und geht die Treppe hoch. Ohne ein Wort. Er wirft mir einen vernichtenden Blick aus rabenschwarzen Augen zu, schiebt Lino beiseite und tritt den Heimweg an.

Wir folgen ihm.

Er hat sich eine Decke übergeworfen und sitzt jetzt auf einer Bank. Sein Gesicht ist vor Wut ganz entstellt.

„Wenn ihr mich gefunden habt“, grollt er, „dann finden mich auch die anderen. Der Staatsanwalt ist der einzige, der meinen Unterschlupf kennt.“

„Der hat uns ja auch deine Adresse gegeben.“

Er spuckt vehement aus: „Sind alle gleich!“

Tahar ist klein und braunhäutig und so drahtig wie ein Nagel. Sein Kraushaar ist an den Schläfen weiß. Er muß so um die Vierzig sein und eine Menge Gründe haben, warum seine Augen wie Kohlen glühen.

„Er hätte mich auch vorladen können. Jetzt werden sich die Nachbarn Fragen stellen. Ist denen meine Sicherheit eigentlich völlig schnuppe oder was? Ich habe bereut und mich der Justiz zur Verfügung gestellt. Es besteht nicht die geringste Fluchtgefahr.“

„Okay, wir haben Mist gebaut. Versuch dich abzuregen.“

„Und was sonst noch?“

Er schneuzt sich ungebührlich in die Decke.

Im Nachbarzimmer haben die Kinder aufgehört zu schreien. Ihr Schweigen ist bedrückend.

„Wir sind hinter Gäid her und haben keine Zeit zu verlieren.“

„Ich bin solide geworden. Ich sehe nicht, wie ich euch helfen könnte. Ich bin sehr viel mehr damit beschäftigt, meine Haut zu retten, als sie zu ernähren. Das hier ist mein dreizehntes Versteck in den acht Monaten, seit ich untergetaucht bin. Ich gehe noch nicht mal mehr ins Freie, um Luft zu schöpfen. Gäid ist mir auf den Fersen. Er hat meinen Cousin getötet, mein Haus in die Luft gejagt und den Rest meiner Familie gezwungen, ins Exil zu gehen. Ich war noch nicht mal auf der Beerdigung meiner Großmutter.“

„Bitte beruhige dich.“

„Ihr denkt wohl, das geht so leicht. Ihr kommt mit eurem ganzen Geschütz angefahren, scheucht alles auf und wollt dann auch noch, daß ich Beifall klatsche. Wo soll ich mich als nächstes vergraben? Ich habe drei epileptische Kinder, eine nervenranke Frau und kein Loch, um sie unterzubringen.“

„Wir besorgen dir einen Unterschlupf.“

Er zieht sich die Decke über den Kopf und murrte weiter, wobei seine knöchigen Schultern krampfartig zucken.

„Ich kann nicht mehr. Ich bin fix und fertig. Ich bring meine Frau und die Kinder um und schneid mir zum Schluß selber die Kehle durch.“

Er drückt den Nacken durch, richtet den Kopf auf, wischt sich resigniert die Tränen vom Gesicht.

„Ja ...! Das wäre vermutlich das Beste für uns!“

Tahar Brik sollte uns eine Auflistung aller mögli-

chen Verstecke von Gaïd, dem Friseur, übergeben. Ich ließ um jeden Unterschlupf einen Beobachtungsring ziehen, baute ein Alarmsystem auf, das es dem Einsatzteam ermöglichen würde, binnen zwanzig Minuten an Ort und Stelle zu sein, und wartete im Vertrauen auf meine Strategie eine Woche lang, bis das erste Lämpchen auf meiner Schalttafel zu blinken begann.

Am Freitag um neunzehn Uhr meldet Alarmglocke Nummer 8, daß auf Höhe von Versteck „H“ in Hai El Moustaqbal ein verdächtiger Wagen aufgekreuzt ist. Ich verfrachte Lino ans Steuer, verstaue Ewegh auf dem Rücksitz, und ab geht die Post.

Es gibt würdige Namen und andere, die sind so was von stupide, daß sie nicht einmal ein Zähneknirschen provozieren. Eine lose Ansammlung trostlos vor sich hin modernder Baracken, querbeet über eine von fauligen Rinnsalen und Elend überquellende Pampa verstreut, hochtrabend auf den Namen Hai el Moustaqbal, „Stadt der Zukunft“, zu taufen, ist der blanke Hohn. Hai el Moustaqbal erküht sich gar nicht mehr zu hoffen. Auf seinen Horizonten lastet ein Fluch. Seine Zukunft geht vor Angst in die Knie. Das Viertel wirkt, als habe es gerade einen Nervenzusammenbruch hinter sich. Keine einzige Straßenlaterne, kein Gully. Ein verkehrtes Niemandsland, von den einen verleumdet, von den anderen verleugnet, ein Stück Erde, dem Untergang geweiht, wo der Mensch weder Individuum noch Staatsbürger ist und in einem Klima völliger Apathie geboren wird und stirbt.

Unsere Alarmglocke empfängt uns auf einer zum Beobachtungsposten umfunktionierten Dachterras-

se. Es ist ein hinfälliger Greis, der beschlossen hat, lieber dem Tod zu trotzen, als dieses Leben zu ertragen – einer jener anonymen Patrioten, die inkognito die vom Fundamentalismus verseuchten Viertel durchstreifen und uns regelmäßig den Pulsschlag der Masse durchgeben.

„Der Lieferwagen steht seit einer Stunde da“, empfängt er uns und weist mit knochigem Finger auf die Räuberhöhle.

Ich taste mit dem Fernglas den Innenhof ab.

„Und wer wohnt da?“

„Der Besitzer ist letzten September ausgezogen. Einer seiner Söhne ist zur Zeit bei der Armee. Heute ist zum ersten Mal jemand da.“

„Vielleicht der Besitzer“, mutmaßt Lino.

„Der Wagen wurde um 16 Uhr von einem bewaffneten Mann auf der Küstenstraße gestohlen“, entgegnet der Patriot. „Ich habe das im Radio gehört.“

Die Nacht legt sich immer dichter auf das Bruchbudenviertel. In Versteck „H“ sind keine Lichter angegangen. Die Geräusche werden seltener, die Gassen immer leerer. Ein Fuhrmann quält sein Maultier die Wagenspur entlang. Seine Flüche gehen unter im Ruf des Muezzins. Wir überwachen zwei Stunden lang die Umgebung. Kein Lebenszeichen im Innenhof. Wir beschließen nachzusehen, was da los ist.

Ewegh läuft zur Rückseite der Baracken. Lino und ich klettern über eine Leichtbetonmauer, um nicht durch den Innenhof zu müssen. Im Haus herrscht Grabesstille.

Ich versuche mich an der Türklinke. Ihr Quiet-

schen zwingt mich zum Rückzug. Wir entdecken ein Fenster mit eingeschlagener Scheibe. Lino ist als erster drin. Ich folge ihm in ein enges, kahles Zimmer. Wir drücken uns rauhe Korridorwände entlang, gelangen in ein anderes Zimmer. Plötzlich geht das Deckenlicht an und wir stoßen auf ein riesenhaftes, leichenblasses, grauenvolles Geschöpf. Es liegt mit nacktem Oberkörper auf einer verrotteten Matratze, eine Hand auf der blutenden Flanke, in der anderen Hand eine Fernbedienung. Das Blut hat den Hosenbund überschwemmt, ist durch die Matratze gesickert und hat den Boden befleckt.

„Willkommen an Bord, Kommissar Llob!“ ruft er mir mit geschwächter, aber fester Stimme entgegen.

Meine Hämorrhoiden platzen schlagartig auf wie eine Garbe Kaktusfeigen. Ich brauche mich nicht umzudrehen, um zu erraten, daß Lino sich gleich in die Hose machen wird.

Gäid der Friseur lächelt uns zu von jenseits des Grabes.

„Diese Fernbedienung, die ich hier habe, die ist nicht für den Fernseher.“

„Das haben wir geschnallt.“

Er röchelt und reckt den Hals. Seine Hand fährt schmerzvoll über seine verwundete Flanke. Ich mache einen Schritt nach vorn.

„Zurück!“ fährt er mich an. „Da sind drei Kilo TNT unter deinem Body. Ein Daumendruck auf dieses Ding, und dein lieber Gott höchstpersönlich würde das Puzzle nicht mehr zusammenkriegen.“

Ich weiche zurück.

Das Reden hat ihn angestrengt. Er blickt mich haßerfüllt an. Der Schmerz reitet die nächste Attacke gegen ihn. Er krümmt sich um seine Wunde herum, ohne uns aus dem Blick zu lassen.

„Wie viele Liter Blut hat der menschliche Körper, Kommissar?“

„Hängt davon ab, wieviel einem an den Händen klebt.“

Seine Brauen ziehen sich zusammen. Ein Schauer zuckt ihm durch Kiefer und Wangenknochen.

„Unglaublich. Ich pisse seit mehr als sechs Stunden Blut und schaffe es nicht, in Ohnmacht zu fallen.“

„Dazu reicht eben deine Macht nicht. Wir bringen dich ins nächste Krankenhaus.“

„Nett von Ihnen, Kommissar, aber ich traue Ihnen nicht.“

Seine Finger krümmen sich. Er windet sich, die Fernbedienung macht sich selbständig und knallt auf die Fliesen. Eine Schicht Glatteis kristallisiert auf meinem Rücken. Ich höre, wie Lino vor Panik ins Stolpern gerät. Sein Atem bläst mir in den Nacken. Ich begreife endlich, was es heißt, wenn man sagt: „jemandem auf den Leim gehen“.

„Paß auf, mein Junge, diese Art von Spielzeug ist unberechenbar.“

Gäid lacht höhnisch. Seine Finger tätscheln das Werkzeug des Todes, heben es wieder auf.

„Mir gefällt dein Humor, Kommissar. Wird bestimmt vergnüglich mit dir, die große Reise!“

„Leg das Ding da beiseite und laß uns reden. Der Krankenwagen steht bereit. Du wirst genauso verarztet wie jeder andere Verletzte auch.“

„Ich habe schon einen Platz im Paradies reserviert.“

„Mensch, mach keinen Quatsch!“ kreischt Lino völlig aufgelöst. „Denk an die Ärmsten, die gleich nebenan hausen. Du jagst doch das ganze Viertel in die Luft.“

„Bei dem Hundeleben, das die hier führen, erweise ich denen einen unbezahlbaren Dienst.“

Sein Daumen streichelt furchterregend die Fernbedienung.

Wie im Wahn, mit ausgedorrter Kehle und flacher Brust, flehe ich ihn an: „Warte doch, warte. Tu das nicht, das bringt doch nichts ...“

„Alle Mann einsteigen!“

Eine gigantische Detonation ... Ich habe das verschwommene Gefühl, mich in schwindelerregendem Tempo zu zersetzen. Ich bin ein Komet, der ins Nichts abdriftet ... Dann fasse ich mich. Das erste, was mich mit der Welt der Lebenden ausöhnt, ist der geplatzte Schädel des Friseurs. Er liegt auf dem Kopfkissen und starrt mich aus glasi-gem Auge an, mit einem Loch in der Schläfe, einem anderen am Hals. Ewagh schlägt das Fenster mit einem Schulterstoß ein, stellt ein Bein an Bord und landet im Zimmer, die Knarre unablässig auf die Matratze gerichtet. Die Detonation, das war er. Lino seinerseits macht sich eilends daran, die Batterien aus der Fernbedienung zu nehmen. Er ist bleich bis unter die Haarwurzeln und zittert wie eine alte Hexe in Trance.

Wir haben die Wohnung bis in den letzten Winkel gefilzt und weder eine Bombe noch eine Diskette gefunden. Gäid hat nur geblufft. Er wollte

sich ganz einfach ins Jenseits absetzen, und wir waren ihm dabei behilflich.

„Bravo!“ gröhlt der Direx außer sich. „Gäid ist uns endlich ins Netz gegangen, und ihr habt ihn wieder entwischen lassen. Einfach so, komplett idiotisch, ohne jeden Grund. Er hat uns alle miteinander ins Bockshorn gejagt. Jetzt tappen wir wieder im dunkeln. Da habt ihr wirklich fantastische Arbeit geleistet. Ihr könnt stolz auf euch sein!“

Er feigt durchs Büro, wischt Aschenbecher vom Tisch, zieht seinem Drehsessel die Ohren lang, traktiert die Vorhänge ... Ich sehe ihm zu, wie er seine Nummer abzieht, und hoffe inständig, daß er sich das Handgelenk an der Wand aufschürft oder sich die Faust am Fensterglas verletzt. Seit einer halben Stunde mühe ich mich ab, ihm klarzumachen, daß meine Männer und ich nicht den geringsten Anhaltspunkt hatten, um abschätzen zu können, ob Gäid bluffte oder nicht, der Direx weigert sich, mich anzuhören ...

„Halt die Klappe! Du hast hier nichts zu sagen. Wegen deiner Überstürztheit ist die Kripo vom Rest der Welt isoliert. Der Geheimdienst wird uns keine Konzessionen mehr machen. Der *chef de cabinet* hat sofort wieder aufgelegt. (Er wirft mir eine Zeitung ins Gesicht.) Alle Zeitungen bringen es auf der ersten Seite. Kein Mensch ist geneigt, unsere Version zu glauben. Das ganze Land ist der Meinung, die Polizei habe kaltblütig einen Kronzeugen umgelegt. *Wer will Ben Ouda ein zweites Mal begraben?* (Er zeigt mir eine Schlagzeile, die sich über die halbe Seite hinzieht.) Wir hatten nicht das Recht, uns zu irren. Selbst wenn ihr mit ihm

zusammen draufgegangen wärt, hätte euch noch der Zweifel überlebt. Man verdächtigt uns der Komplizenschaft, Monsieur Brahim Llob, man denkt, wir wollen Spuren verwischen. Der einzige Weg, uns von jedem Verdacht zu befreien, bestand darin, diesen Hurensohn festzunehmen und ihn bis zu seinem Prozeß am Leben zu erhalten. Man wollte ihn anhören. So war es ausgemacht. Ben war nicht irgendwer. Es konnte nicht sein, daß irgendein hergelaufener Komiker ihn aus einem x-beliebigen Grund umgelegt hat. Erinnerung dich an das riesige Medientheater, das seine Ermordung ausgelöst hat. Sie waren fix mit der Erklärung bei der Hand. Dahinter steckt das System, hat es geheißen. Und das System, das sind wir. Wir werden beschuldigt, mit in der Scheiße zu stecken und die Drecksarbeit für die anderen zu machen. Wie immer.“

Abrupt dreht er sich um und stürzt auf mich zu. Er bedrängt mich mit seinem keimfreien Atem und reißt sich seinen sorgsam manikürierten Fingernagel an meinem Ranzen auf:

„Ich hatte dich gewarnt, Llob. Diese Geschichte ist hochexplosiv. Da mußte man mit Samtfingern drangehen.“

„Davon geht die Welt auch nicht unter!“ entgegne ich erbost. „Die Ermittlungen laufen weiter. Ich werde sie mit oder ohne Gäid abschließen.“

„Und wie wohl? Der Friseur war unser letzter Trumpf. Alles steht und fällt mit dieser verfluchten Diskette, von der kein Mensch weiß, wo sie steckt.“

„Das ist mein Problem. Jetzt liegt's an mir, so

viel Lärm wie möglich zu machen, um das Wild aufzuscheuchen. Ich verlange freie Hand.“

„Tut mir leid, ich habe keine Hand mehr frei. Ich habe alle Hände voll zu tun, den Scherbenhaufen, den du hinterlassen hast, beiseitezukehren. Was du jetzt anstellst, geht voll auf deine Kappe.“

14

Abderrahmane Kaak fährt in mein Büro ein wie ein Dschinn am Ende der Beschwörungsformel. Er schäume vor Wut und wirkt fast lächerlich. Mit hochrotem Kopf und weißem Gesabber im Mundwinkel hievt er sich auf die Zehenspitzen und knallt mir seine Papiere auf den Schreibtisch.

„Ich bin im Besitz eines Passes, eines Visums und eines Flugtickets. Ich werde von niemandem strafverfolgt. Ich stehe auch nicht unter Hausarrest. Ich bewege mich im Rahmen der Legalität und bin somit Herr meiner Bewegungen. Würden Sie mir bitte erklären, warum Ihre Kollegen vom Flughafen sich geweigert haben, mich mein Flugzeug nach Lyon nehmen zu lassen?“

Er muß sich auf der Strecke vom Flughafen zur Polizeizentrale seine Litanei unablässig vorgesagt haben. Denn er rattert sie in einem Zug herunter, ohne auch nur einmal Atem zu holen.

Ich breite zum Zeichen der Machtlosigkeit die Arme aus. Das stachelt ihn noch mehr auf, und seine knallroten Hängebäckchen beginnen zu vib-

130

rieren. Er hißt sich noch eine Spur höher und fuchelt drohend mit seinem Monsterbabyfinger.

„Ich warne Sie, das wird weitreichende Konsequenzen haben. Sie überschreiten Ihre Befugnisse, Kommissar. Ich habe Freunde ganz weit oben. Ich schwöre Ihnen, Sie sind jetzt schon erledigt.“

Seine Nasenflügel beben vor Wut. Er fällt auf seine Absätze zurück und wird unsichtbar für mich. „Das sind doch keine Zustände!“ protestiert es aus dem Off. „Wir leben in einer Republik, verdammt! Es gibt doch ein Gesetz!“

„Es gibt sogar mehrere, die Ihnen zu Diensten stehen, Monsieur Kaak.“

Ich beuge mich über meine Schreibunterlage vor, um seinen Standort ausfindig zu machen, und zähle ihm an zehn Fingern auf: „Da gibt es zuerst das Gesetz, das Sie sich maßschneidern lassen, sodann das Gesetz, das Ihnen als Fußabtreter dient, des weiteren das Gesetz, mit dem Sie sich den Hintern abwischen ...“

Der Zwerg liest in meinen Zügen die unerträgliche Abneigung, die ich für Abschaum seiner Sorte hege. Das kühlt seine Glut etwas ab. Seine Hand streicht die Vorderseite seines Sakkos glatt. Seine Art, die Lage zu entspannen.

Er versucht es in einem anderen Ton: „Ich habe einen äußerst wichtigen geschäftlichen Termin in Paris wahrzunehmen.“

„Was geht das mich an?“

Ich klopfe auf eine belanglose Akte, die gerade in Reichweite liegt, und vertraue ihm an: „Sie stecken bis zum Hals in der Scheiße.“

Er schrumpft um zehn Zentimeter.

„In dieser Akte ist Zündstoff genug, um Ihnen die Hölle heiß zu machen. Mein Leben lang habe ich auf die Gelegenheit gewartet, einem stinkreichen Aas mal eins reinzuwürgen. Jetzt ist es so weit. Ich werde Sie Stück für Stück auseinandernehmen, *Monsieur Kaak*.“

Der gewöhnliche Sterbliche wird hin und wieder mal blaß um die Nase, doch Abderrahmane Kaak ist so bleich wie ein Gespenst. Aus seinem Gesicht ist alles Blut gewichen. Sein Blick ist zu Boden gegangen. Seine Hand wühlt unsicher in seinen Taschen und befördert ein Tüchlein zutage, mit dem er sich Nacken, Kinn und Stirn abtupft. Er sagt kein Wort. Er will erst sehen.

Ich schwenke eine Visitenkarte. „Die haben wir bei Gäid, dem Friseur, gefunden.“

„Mein Friseur heißt Tony.“

„Ich meine den Terroristen.“

„Von dem habe ich noch nie gehört. Ich pflege keinen Umgang mit Fundamentalisten.“

„Und was hat Ihre Visitenkarte dann in seinen Papieren verloren?“

Er kommt näher an meinen Schreibtisch heran, nimmt mir die Karte weg, mustert sie eingehend. Das genügt, um die Farbe in sein Gesicht zurückkehren zu lassen. Die Spannung auf seinen Zügen weicht. Er gibt mir die Karte wieder und tritt erleichtert einen Schritt zurück.

„Das ist die Karte vom Hotel Raha-les-Palmiers.“

„Dessen Inhaber Sie sind.“

„Inzwischen nicht mehr. Ich habe es vor über acht Monaten verkauft. Wie auch Raha-Golf, Raha-les-Pins und Raha-les-Sablettes ... Und noch

etwas: Dieses Stück Pappe hat keinerlei Beweiswert. Sie finden es im Reisebüro, im Hotel, überall. Hotels sind öffentliche Räume. Visitenkarten sind Werbung. Sie sind dazu da, verteilt zu werden. Ich hoffe, Sie haben mich meine Pariser Termine nicht wegen einer solchen Bagatelle versäumen lassen.“

„Da ist vor allem das hier, Monsieur Kaak“, bemerke ich und klopfte wieder auf die Akte.

„Da liegt doch garantiert ein Mißverständnis vor.“

Ich wedele mit einem Blatt vor seiner Nase herum.

„Ich habe das Recht, Sie achtundvierzig Stunden lang hier einzuquartieren.“

„In diesem Fall möchte ich mit meinem Anwalt sprechen.“

„Der denkt, Sie seien in Lyon.“

„Das ist nicht rechtmäßig!“

„Das geht mir gerade am Arsch vorbei!“

Er versucht, mich mit beiden Händen zu beschwichtigen.

„Kommissar, irgendwer spielt hier mit falschen Karten.“

„Worauf Sie sich verlassen können. Ich habe vorher jede Karte einzeln gezinkt und die guten alle für mich behalten.“

Er protestiert, beginnt zu gestikulieren und auf das heftigste Widerstand zu leisten. Ewegh greift ihn mit zwei Fingern und führt ihn in die Geständnisbox ab, einen Verschlag von zwei Quadratmetern mit niedriger Decke und beklemmenden Wänden, einem Metallstuhl, einem Projektor und einem Tisch als ganzem Mobiliar.

Abderrahmane Kaak bleibt zwanzig Minuten

lang still sitzen und wartet darauf, daß man kommt, um ihn fertigzumachen. Eine halbe Stunde später hat er noch immer die eine Hand an der Wange liegen, die Finger der anderen beginnen auf den Tisch zu trommeln, wobei er die Panzertür nicht aus den Augen läßt.

Der Boß kommt zu mir ins Nebenzimmer, um den Verdächtigen durch den Spiegelspion zu beobachten. Er gesteht mir, daß das Telefon in seinem Büro pausenlos schrillt. Kaaks Freunde seien zu tiefst beunruhigt. Ich empfehle ihm, ihnen zu sagen, daß ihr Schützling vermutlich von Terroristen entführt worden ist und man seine Leiche mit ein wenig Glück schon am folgenden Morgen in irgendeinem Treppenhaus entdecken wird. Der Boß hält meinen Zynismus für höchst morbide und erinnert mich daran, daß meine Methode in keiner Weise den Vorschriften entspricht. Ich entgegne ihm, daß ich weiter nichts tue, als mich den aktuellen Gepflogenheiten anzupassen. Er lächelt und verspricht mir, schützend die Hand über mich zu halten, falls es einem Ziegel gelingen sollte, vom Dach zu fallen. Ich beruhige ihn mit der Erklärung, daß eine kleine Gehirnerschütterung vielleicht nicht schaden könnte, um meine Gedanken in Schwung zu bringen.

Gegen Mitternacht revoltiert der Knirps. Er hat Krawatte und Jackett abgelegt, die Hemdsärmel hochgekrempelt und fängt an, sich die Schuhsohlen an der Tür abzuwetzen.

Um zwei Uhr früh gibt er auf, sinkt über dem Tisch zusammen und döst ein.

„Keine Müdigkeit vorgeschützt da drinnen!“ quä-

le ich ihn. „Der einstweilige Gewahrsam ist kein Kuraufenthalt.“

Kaak mobilisiert seine letzten Kräfte, um nicht loszuplärren. Er ist am Ende, seine Züge sind völlig erschlafft, seine Haare wild zerwühlt. Seine Augäpfel sind halb nach oben verdreht und streifen mich mit mildem Medusenblick. Er fährt sich mit der Hand übers Gesicht, zerrauft sich weiter die Mähne und sieht mich lange stumm an.

„Ich werde diese Angelegenheit auf höchster Ebene zur Sprache bringen!“ keucht er schließlich erschöpft.

„Ich stelle Ihnen gern meinen privaten Aufzug zur Verfügung. Doch vorher packen Sie erst mal aus. Wenn Sie meinen, Sie seien noch nicht reif dafür, komme ich gerne später wieder. Ich hab’s nicht eilig.“

Er hält mich mit einer entkräfteten Handbewegung zurück. „Kommen wir zum Ende. Ich will nach Hause.“

Ich lasse mich auf der Tischkante nieder, die geballten Fäuste auf die Knie gestützt.

„Ben war mein Freund“, fängt er nach langem Nachdenken an. „Er war anders. Die übrigen, das waren alles Betrüger oder Betrogene ... Bei Ben fühlte ich mich wohl. Das passierte mir nicht oft. Hinter der Fassade meines Erfolgs war ich der arme Teufel aus der Vorstadt geblieben: kläglich an Herkunft, Verstand und Körperbau ... Gewiß, ich hab es durchaus zu etwas gebracht – aber erst Ben fügte meinem Reichtum eine gewisse – nun, sagen wir – Ethik hinzu. Es gefiel mir, einen geschätzten Literaten zum Freund zu haben, ich, der ich als

Kinokassierer im Armeleutenviertel angefangen hatte ... Mit Ben war das Geld weiter nichts als eben Geld. Es gab im Leben noch anderes, das zählte. Ben war ein anderes Kaliber. Er hatte Format. Er hatte Talent. Klar, manchmal machte er mir auch Kummer, aber das hatte mit Mitleid nichts zu tun. In einem Land, wo die Habgier alles beherrscht, macht das Genie eine kümmerliche Figur. Ich verstand ihn. Ich achtete ihn. Nie im Leben hätte ich ihn verraten. Er war alles, was ich zu meinen Gunsten vorweisen konnte.“

Traurig betrachtet er seine Fingernägel. Sein Kinn stößt mehrfach vor ins Leere wie bei einem, der unerträgliche Erinnerungen ausgräbt.

„Er langweilte sich zu Tode. Er war voller Ideen nach Algerien zurückgekehrt. Sein Diplomata-sein hatte jede Menge Illusionen in ihm genährt. Er begriff nicht, warum man bei uns der Raubrittermentalität mehr als dem Transzendentalen huldigte ... Ben war ein Idealist. Er sagte stets, schlimmer als jeder Weltuntergang sei der Untergang der Kultur. Er brachte seine Zeit damit zu, Dichterlesungen, Ausstellungen, Begegnungen mit Intellektuellen zu organisieren, aber es war jedesmal dasselbe. Keiner interessierte sich für seine Bemühungen, alle machten sich über seinen Eifer lustig. Die wenigen Neugierigen, die zu ihm kamen, kamen nur, um zu sehen, ob es nicht irgend etwas abzustauben gab, und ließen sich dann nie mehr blicken. Um nicht als Narr verschrien zu werden, begann er mit der Zeit, es den anderen gleichzutun. Er versuchte sich als Geschäftsmann. Das machte ihn aber auch nicht glücklich. Einmal mehr ging die Welt für ihn

unter: er entdeckte die Korruption. Für jemand wie ihn, der vom Schlaraffenland träumte, was das ein gefundenes Fressen ... Ich glaube, seine Neigung zum Laster entsprang seiner großen Enttäuschung. Er quälte sich. Er mußte sich seiner Berufung unwürdig fühlen ... Nach den Ereignissen vom Oktober 1988 hatte er geglaubt, die nahende Demokratie biete ihm eine zweite Chance. Er nahm an jedem Meeting teil, saß in allen Diskussionsforen. Die Polemik entfachte seine Kreativität. Er begann wie ein Besessener zu schreiben. *Traum und Utopie* war erst der Auftakt. Doch der Erfolg wurde ihm zum Verhängnis. Er fühlte sich, als ob ihm Flügel wüchsen. Er hatte sich geschworen weiterzumachen, immer weiter und weiter zu gehen ... Bis er eines Abends dann bei mir aufkreuzte, zu einer unmöglichen Zeit, völlig aufgedreht, nicht wiederzuerkennen. ‚Ich hab’s!‘ Und er schwenkte eine Computer-Diskette. Das war sein Stein der Weisen, das Dokument des Jahrhunderts, die verfluchte Kopie der *Vierten Hypothese* ...“

„Der Vierten Hypothese?“

„Ich wette, Sie haben die Initialen auf Ihrer Karteikarte neulich abends noch immer nicht entziffert ... HIV ... IV, das ist eine römische Vier. Es heißt also H 4 beziehungsweise 4. Hypothese. Ben hat mir erklärt, daß es sich um ein teuflisches Programm handelt, ausgeheckt von einer Gruppe geldschwerer Opportunisten, um das industrielle Erbe des Landes in ihre Hand zu bringen.“

„Und wie soll das gehen?“

„Mehr hat er mir nicht gesagt. Ich bin nicht gerade an die Decke gesprungen. Ich habe einen Horror

vor Komplikationen. Ben balancierte auf des Messers Schneide. Er war ohnehin nicht sonderlich beliebt. Die Politiker hatten ihn ins Abseits verbannt. Die Geschäftsleute versuchten ihn zu ruinieren. Und die Intellektuellen hatten nur Verachtung für ihn. Ben stand allein da. Man verübelte es mir, daß ich ihn empfang.“

„Wer?“

„Alle. Meine Stammgäste machten aus Protest einen Bogen um meine Hotels. Meine Finanziere machten ihre Schleusen dicht. Ben verstand sich auf die Kunst, alle Welt gegen sich aufzubringen. Ich hatte ihn angefleht, nach Europa zu gehen. Er weigerte sich, auf mich zu hören.“

Ich falte meine Hände, richte den Oberkörper leicht auf und frage: „Haben Sie irgendwem von dem Dokument erzählt?“

„Das wäre unklug von mir gewesen.“

„Wer, meinen Sie, hätte ihn verraten können?“

„Vielleicht er selbst, ohne daß er es gemerkt hat. Diese Schriftsteller sind wirklich zu naiv.“

Ich lege einen Finger auf meinen Schnurrbart und denke eine Sekunde lang nach.

Kaak versinkt erneut in die Betrachtung seiner Fingernägel, mit derselben Tristesse wie zuvor.

„Hat er, während er Ihnen die Vierte Hypothese erklärte, nicht den einen oder anderen Namen genannt oder Andeutungen fallenlassen, die auf bestimmte Personen hinweisen?“

Kaak blickt auf und lehnt sich schlapp zurück. Er verzieht den Mund und schüttelt erst einmal nur den Kopf.

„Ich habe kein Recht, irgendwelche Namen zu

nennen, Kommissar. Ben hat mir bloß eine Diskette gezeigt, eine ordinäre Zweieinhalb-Zoll-Diskette. Vielleicht war sie ja leer. Ich kann mir nicht erlauben, Leute nur deshalb zu kompromittieren, weil Ben sie nicht riechen konnte. Falls dieses Dokument tatsächlich existiert ... Sie sind doch Polizist. Stöbern Sie es auf und machen Sie damit, was Sie wollen.“

„Dahmane Faïd war nicht zufällig ...“

„Vergessen Sie's, Kommissar. Ich bin vielleicht ein mieser Kerl, aber ich weiß, wie weit ich gehen darf. Wenn ich nichts Genaues weiß, dann gehe ich keinerlei Risiko ein.“

„Okay“, mache ich und hebe die Hände hoch, „schon vergessen ... Ben Ouda hat mir gegenüber noch einen Code-Namen erwähnt: N.O.S.“

Er unterbricht mich sofort, um mir klarzumachen, daß er zum einen verstanden hat und sich zum anderen kooperativ zeigen möchte.

„Es handelt sich um den *Nouvel Ordre Social*, die neue Gesellschaftsordnung, wie die Vierte Hypothese sie vorsieht. Ein Bündel drakonischer Maßnahmen, von den vermögendsten Männern festgelegt, um den neuen Wirtschaftskurs durchzusetzen. Da der Übergang vom Fassadensozialismus zur freien Marktwirtschaft nicht ohne Verluste abgeht, haben die Betroffenen das Verlustmanagement selbst in die Hand genommen. Ben zufolge war alles bis ins letzte Detail durchgeplant. Das Programm zur Ausschaltung des Staates berücksichtigte sämtliche Eventualitäten und traf eine Fülle von Vorkehrungen, um aller Imponderabilien Herr zu werden: Sabotage und Erpressung, Korrup-

tion und Mord sind die regulären Handlungsanweisungen der Direktive H-IV – denn um eine Direktive handelt es sich in der Tat.“

„Steht das Mißgeschick, das Athmane Mamar passiert ist, in irgendeiner Beziehung zu ...“

„Stop! Bitte keine Namen, Kommissar! Ich glaube, die Müdigkeit fängt allmählich an, mir üble Streiche zu spielen ... Ich will jetzt endlich nach Hause, und zwar gleich.“

15

Athmane Mamar befindet sich in seinem zum Rehabilitationszentrum umgebauten Swimmingpool. Ich habe kürzlich eine solche Anstalt für Kriegsversehrtete besucht, die kaum besser ausgerüstet war. Verchromte Apparate funkeln und blitzen dermaßen verlockend im Dämmerlicht, daß man schier Lust bekommt, sich zu verstümmeln, um sie auszuprobieren; daneben Fitnessgeräte, die einen mit Hanteln, die anderen mit Polstersitzen; oder raffinierte, an Schalttafeln angeschlossene Prothesen; und überall Software, ein Haufen technischer Schnickschnack – aneinandergereiht wie am Montageband –, der einen Beinamputierten wieder zum Laufen brächte.

Bis zum Hals steht er im Wasser, unser Patient, und hantelt sich längs einer Rampe voran. Von Zeit zu Zeit geben seine Knie nach, und er stolpert. Sein Pfleger, ein schweißglänzender schwarzer Riese,

140

kauert über ihm und hält den Arm einsatzbereit ausgestreckt.

„Sehr schön, Monsieur“, ermuntert er ihn, „noch sechs Meter, dann machen wir Pause. Schauen Sie nicht nach unten. Halten Sie die Augen auf das Sprungbrett gerichtet. Verlassen Sie sich nicht nur auf Ihre Arme. Ihre Beine müssen auch funktionieren.“

Mamar nickt gehorsamst und fährt fort zu mögeln. Das liegt in seiner Natur. Von dort, wo ich stehe, sehe ich, wie er mit den Armen rudert und die Beine schleifen läßt. Er bleibt unter dem Sprungbrett stehen, um Luft zu holen und sich eine Flasche Mineralwasser zu angeln. Als er gerade zum Trinken ansetzt, fällt sein gequälter Blick auf mich. Kein Elektroschock hätte ihn stärker durchschütteln können.

Er stellt die Flasche ohne zu trinken ab, ganz schön irritiert von meiner Unverfrorenheit.

„Wer hat dich denn hereingelassen?“

„Ein Luftzug.“

Der schwarze Riese stützt die Hände gegen die Knie und richtet sich auf. Seine Muskeln treten mächtig hervor, sie sind von dicken Adern durchzogen. Er stemmt seine Pranken in die Hüften, führt mir seinen pflastersteinharten Brustkorb vor und treibt mich mit seinem Blick in die Enge. Die Ohren hat er leicht angelegt und lauert nur auf den Befehl, aus mir Hackfleisch zu machen.

„Laß uns allein, Babay“, beschwichtigt Mamar ihn.

Der Riese beißt grunzend die Zähne zusammen, schnappt sein T-Shirt, wirft es sich über die Schul-

ter und verschwindet in Richtung Garderobe.

Mamar schiebt sich bis zu den Stufen zu seiner Linken vor und läßt sich erschöpft niedersinken. Er ist von seinen akrobatischen Verrenkungen total geschafft und legt erst einmal zwei Minuten Verschnaufpause ein. Sein Körper weist noch immer Brandspuren auf, große rötliche Flecken, die höchst unerquicklich zu betrachten sind.

„Bist du schon lange hier?“ fragt er mich.

„Seit einer Viertelstunde etwa. Du bist ja wieder gut drauf. Am Anfang hätte ich keinen müden Dinar für deine Haut gegeben.“

„Der Kurs hat eben gewechselt ... Ich dachte, ich hätte dir schon einmal gesagt, daß deine Besuche mir auf den Geist gehen. Du gefährdest meine Genesung.“

„Das hast du mir gesagt? Muß ich glatt vergessen haben.“

Ich nehme mir einen Rollstuhl, wirble ihn um seine eigene Achse und setze mich hinein.

„Eine echte Revolution, Donnerwetter!“ bewundere ich das Gerät. „Schalttafel, Gangschaltung, Hupe, Rückspiegel. Deinem Flitzer fehlt nur noch die Stereoanlage. Woher ist der denn importiert?“

„Inländische Produktion, jederzeit bestellbar. Willst du einen für deine alten Tage?“

„Schätze, den kann ich mir nicht leisten.“

Mamar tupft sich höchst behutsam mit einem Badetuch trocken und macht dabei einen großen Bogen um seine lädierten Körperpartien.

Ich steuere das Gefährt um den Swimmingpool, im Slalom durch das medizinische Arsenal hindurch, vollführe ein paar Phantasiemanöver und

halte schließlich neben dem Sprungbrett an.

„Echt beeindruckend!“

„Also, was will die Polizei von mir?“

„Ich habe einen Blick auf den Bericht über den Brand in deinem Betrieb geworfen. Deine Geschäfte schienen nicht so toll zu laufen. Du warst kurz vor dem Bankrott. Zwischen den Zeilen steht zu lesen, daß du den Laden höchstwahrscheinlich selbst in die Luft gejagt hast, um die Versicherungssumme zu kassieren.“

„Du übersiehst, daß ich mit in die Luft gegangen bin.“

„Nicht jeder ist ein geborener Feuerwerker.“

Mamar malträtiert seine Schulter, als er sich das Handtuch um den Hals legt.

„Nutz meine momentane Schwäche nicht aus, Llob. Meine Ärzte haben mir eindringlich geraten, mich nicht aufzuregen. Ich brauche meine ganze Kraft, um über den Berg zu kommen, verstehst du ...? Es stimmt, in meinem Betrieb gab es in letzter Zeit viel Leerlauf. Der Rohstoff war mir ausgegangen, und meine Lieferanten weigerten sich, mir über die Durststrecke zu helfen. Aber deshalb zerstört man doch noch lange nicht seinen Betrieb. Ich hatte einen Maschinenpark im Wert von drei Milliarden. Man wirft kein Vermögen weg, um eine mickrige Versicherungssumme abzuräumen.“

„Deine Maschinen standen zum größten Teil still. Das war alles Schrott.“

„Das sagst du. Ich habe meinen Maschinenpark erst vor einem knappen Jahr erneuert.“

„Erneuert ...? Davon steht in dem Bericht kein Wort.“

„Sagen wir mal, ich hatte keine Zeit, das auf der Ebene des Zolls zu bereinigen.“

„Kapiere. Eine Schwarzlieferung.“

„Ich habe auch einen Blick auf den Bericht geworfen“, lenkt er mich eilends vom Thema ab.

„Und um dir nichts zu verheimlichen: ich habe es sogar geschafft, mir eine Kopie zu besorgen.“

„Das ist nicht legal.“

„Mag sein, aber es geht trotzdem ganz leicht. Was die Ermittlungen anbelangt – das ist das Allerletzte. Stinkt nach Manipulation. Nicht ernstzunehmen. Gänzlich bedeutungslos. Wirklich nichts, was einem korrupten Richter Spaß machen könnte. Wenn du es genau wissen willst: Da hat jemand versucht, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Athmane Mamar aus dem Weg zu räumen und seine Familie in den Ruin zu stürzen.“

„Hast du eine Ahnung, wer das sein könnte?“

„Eine Ahnung schon, mehr aber auch nicht! Ich hebe sie mir für später auf.“

„Warum will man dir schaden?“

„Schon mal was von Konkurrenzneid gehört, liebster Llob? Von Überlebenskampf, Erweiterung des Aktionsradius, Vampirismus, Investitionswut, Leadership ...?“

„... vierter Hypothese ...!“

Bingo!

Athmane empfängt den Kinnhaken da, wo er ihn am wenigsten erwartet hätte. Er wirft den Kopf in den Nacken, sichtlich angeschlagen. Aber sofort fängt er sich wieder. Ein ganzes Leben als zäher und unverbesserlicher Intrigant hat ihn zu einem werden lassen, der eiskalt wegstecken kann. Er

macht sich nicht einmal die Mühe, sich zu schütteln. Seine Hand ist kurze Zeit wie erstarrt, dann krümmen sich die Finger bis auf den Zeigefinger, der auf mich weist.

„Unser Gespräch ist beendet, Kommissar.“

Er klatscht in die Hände. Der schwarze Riese kommt mit schäumenden Nüstern angetrabt. Ich mache mich schnurstracks aus dem Staub.

Vom Swimmingpool aus lande ich in einem riesigen Garten. Ich laufe eilends auf den schützenden Schatten des Blattwerks zu, denn die Sonne steht kochend am Himmel. Ich habe noch nicht ganz den Weg erreicht, der durch den Hof führt, da flötet eine Traumstimme hinter mir: „Monsieur Llob?“

Ich drehe mich um.

Eine halbnackte Miese blickt von einem Balkon aus auf mich herab. Sie ist notdürftig in einen flatternden Fetzen gehüllt, ihre Haare sind schwarz und drahtig, ihre Beine rosig und so lang, daß jeder Mönch es sich zweimal überlegen würde, ob er wirklich wieder ins Kloster zurückwill. Ihr betörender Schlafzimerblick beweist, daß sie eben erst Morpheus' Armen entstieg ist.

Es ist Madame Athmane in Person, und sie ist tausendmal attraktiver, als die schlüpfrigen Geschichten vermuten lassen, die in der Stadt über ihre kleinen Fluchten kursieren.

„Sie wollen schon gehen?“

Mit weichem Hüftschwung überprüft sie von der Höhe ihres Turms herab, ob der Weg frei ist, und zeigt dann auf eine Wendeltreppe.

„Wollen Sie nicht auf eine Minute hochkommen?“

„Bei meinem Rheuma brauche ich weit mehr, um diese Stufen da zu überwinden.“

Sie kichert. Ein Lüftchen spielt in den diversen Ausschnitten ihres Gewands. Madame Athmane hat doch tatsächlich ihr Höschen auf dem Nachttisch vergessen. Sie tänzelt weiterhin auf der Stelle, bis ich auf ihrer Höhe ankomme. Ihre durchscheinende Hand greift nach der meinen, zieht mich zu sich heran. Ihr Parfüm steigt mir zu Kopf, und ich habe Mühe, ihn zwischen den Ohren zu behalten. Sie schleppt mich in ein luxuriöses Schlafgemach und schubst mich auf einen Diwan.

„Ich habe mit angehört, was Sie und mein Mann geredet haben.“

Sie geht vor einem Messingtablett in die Knie, schenkt mir eine Tasse Kaffee ein. Als sie sich umdreht, blüht ihre Korsage auf, und gleich werden die festen braungebrannten Brüste ihr über die Arme kullern.

„Meinem Mann geht es nicht gut. Der Rollstuhl zermürbt ihn. Er war ja ständig unterwegs.“

„Ich kenne ihn seit einer Ewigkeit.“

„Mag sein, doch der Mann, der da unten herumstolpert, ist nicht der, den Sie gekannt haben. Er leidet und denkt, er sei am Ende. Ich hoffe, es ist nicht zuviel verlangt, wenn ich Sie darum bitte, ihn nicht zu verstören. Er hat schon versucht, seinem Leben ein Ende zu setzen.“

„Das tut mir leid. Das wußte ich nicht.“

Sie kommt wieder hoch und läßt sich auf der Bettkante nieder. Ein erbsengroßer Schönheitsfleck prangt dekorativ auf ihrem rechten Oberschenkel. Es gelingt mir nicht, den Blick abzuwenden.

Der ihre wird weich.

„Auch wir machen auf unsere Art die Hölle durch, Monsieur Llob. Der Luxus, der uns umgibt, schirmt uns nicht gegen die Unbill der Außenwelt ab. Wir leiden an der nationalen Tragödie ebenso wie die anderen. Es ist grausam, dem Martyrium des eigenen Landes beiwohnen zu müssen.“

„Daran zweifle ich nicht, Madame. Es muß in der Tat hart sein, seinen Gartengrill auf verbrannter Erde anwerfen zu müssen.“

Sie scheint unzufrieden. Ihre Hand macht sich auf die Suche nach einem Zipfel des Kleides, das sich sehr weit nach oben verirrt hat, und zieht es auf ihre Knie herunter.

„Es scheint, daß Sie reiche Leute nicht leiden können, Monsieur Llob.“

„Nicht alle ... Danke für den Kaffee.“

Sie umklammert mein Handgelenk, um mich am Aufstehen zu hindern.

„Ich werde versuchen, mich kurz zu fassen, Monsieur Llob. Mein Mann ist Geschäftsmann. Im Geschäftsleben gibt es nur ein einziges Mekka: die Börse. Und eine einzige Glaubensregel: Profit, Profit, immerzu Profit. Da unterdrückt man schon mal seine Skrupel. Man ist gezwungen, Schmiergelder zu zahlen, seine Ellenbogen zu gebrauchen. Aber alles hat seine Grenzen. Und mein Mann weiß, wo die seinen sind. Er ist Patriot. Er hat die Interessen seines Landes immer über seine eigenen gestellt.“

Mein höhnisches Lächeln entgeht ihr nicht. Jetzt verabscheut sie mich.

„Was ich sagen will, Monsieur Llob: wir haben

unseren Betrieb nicht in Brand gesetzt, um die Versicherung zu kassieren. Man hat schlicht und ergreifend versucht, meinen Mann zu ermorden, wie man schon meinen eigenen Bruder, Professor Abad, hingerichtet hat. Weil wir uns weigern, bei den Intrigen derer mitzuspielen, die unserem Land Schaden zufügen wollen. Ich weiß nicht, worum es dabei genau geht. Mein Mann vertraut sich mir nicht an. Aber ich bin eine Frau, und ich habe Augen im Kopf!“

Wie schön für sie!

Ich stelle die Tasse ab und stehe auf. Sie unternimmt nichts mehr, um mich zurückzuhalten. Unsere Augen tasten sich ab, befehlen einander. Ich tupfe mir die Lippen mit einem Taschentuch trocken und bemerke impulsiv, im vollen Bewußtsein meiner Taktlosigkeit, für die ich keinerlei Rechtfertigung finde: „Sie sollten sich ein wenig bedecken, Madame. Es gibt nichts Schlimmeres als eine Sommergrippe.“

Ihre Gesichtszüge entgleisen. Ich fühle, wie ihr Haß mich durchbohrt.

Sie steht nicht auf, um mich hinauszubegleiten, sondern bleibt auf dem Bett sitzen, so starr wie eine Königskobra. Wie sie da sitzt, das jagt mir eine Gänsehaut über den Rücken. Wenn ihr Benehmen auch nicht die Feindschaft rechtfertigt, die ich für Leute ihres Standes hege, so liefert es doch den Hauptgrund dafür, weshalb ich ihnen weder Vertrauen noch Sympathie entgegenbringe.

Die kühle Frische, die das Blattwerk verströmt, vermag nicht die Glut des Blicks zu mildern, der

mir den Rücken versengt. Ich stelle mir Madame Athmane vor, wie sie auf dem Balkon steht, anstelle eines Mundes einen schmalen Schlitz und glühende Lava in den Augenhöhlen. Ich gelange zum Gartentor und zögere sekundenlang. Allzugerne würde ich mich umdrehen, aber ich beherrsche mich.

Ich steige in meine Karre, die am Bordstein auf mich gewartet hat, und werfe den Motor an. Die Gangschaltung knirscht zum Davonlaufen, und schon rolle ich los und schlage als erstes einen Passanten in die Flucht, der sich voll Panik in die Büsche schmeißt.

Am Ende der Straße biege ich rechts ab, rolle durch eine Allee nobler Villen, spritze durch eine Nebenstraße und lande auf dem Boulevard. Die Leute haben sich vor der Bruthitze in die Tiefen der Cafés verkrochen. Abgesehen von ein paar Polizisten, die wie angegossen auf ihrem Posten ausharren, sind Caféterrassen und Bürgersteige menschenleer.

Als ich an einer roten Ampel halte, taucht in meinem Rückspiegel ein Mercedes auf. Mit getönter Windschutzscheibe, die den Fahrer den Blicken entzieht. Die Ampel springt auf Grün. Der Mercedes bleibt mir dicht auf den Fersen, läßt mich nicht mehr aus. Auf der Autobahn werde ich allmählich unruhig. Der Mercedes will mich noch immer nicht überholen. Hinter der Abzweigung nach Kouba fühle ich mich dann definitiv ungemütlich. Ich ziehe meinen Revolver aus dem Gurt und lege ihn griffbereit auf den Beifahrersitz.

Ich gebe Gas, überhole eine ganze Reihe alter

Kisten und ordne mich vor einem Laster rechts ein. Die Limousine sprintet durch, um mich einzuholen, überholt mich und verlangsamt dann. Der Typ auf dem Rücksitz zwinkert mir eigenartig zu. Plötzlich schwenkt er eine MP. Ich steige auf die Bremse. Meine Reifen quietschen im selben Moment, wie die Salve losgeht. Glassplitter schwirren um mich herum wie ein Fliegenschwarm ums Fleisch. Ich ducke mich. Der Laster hinter mir heult laut auf und wird gleich volle Pulle auf mich drauffahren. Bis ich mich wieder aufs Lenkrad besinne, ist die Straße aus meinem Blickfeld verschwunden, und ich muß feststellen, daß ich gerade Kurs auf ein riesiges Reklameschild nehme. Ich ziehe mit vollen Kräften nach Steuerbord, treibe ab, knalle gegen einen Lichtmast, drehe das Ruder wieder zurück, holpere und stolpere und pralle zuletzt mit der Kardanwelle gegen einen Kilometerstein. Der Laster verfehlt mich wundersamerweise und landet im Straßengraben.

Durch eine Staubwolke hindurch sehe ich, wie der Mercedes weiter vorne am Straßenrand hält. Seine Rücklichter leuchten auf. Er setzt zurück, voll auf mich zu. Mein Revolver hat sich verflüchtigt. Ich suche ihn fluchend unter den Sitzen, werde schließlich unter den Pedalen fündig. Ich kriege ihn am Kolben zu fassen, versuche aus dem Auto zu kommen. Die Fahrertür klemmt. Ich robbe über den Beifahrersitz und bin mit einem Hechtsprung im Freien.

Auf der Autobahn herrscht helles Chaos. Wildes Geknurre, dazu das Blechgeschepper der sich ineinander verkeilenden Wagen.

Der Mercedes hält dreißig Meter von mir entfernt. Der Typ mit der Mitraillette baut sich in der Landschaft auf und schickt mir eine lange Salve herüber. Mein Wagen geht unter dem Beschuß schwankend in die Knie und kommt schief auf seinen geplatzen Reifen zu liegen. Der Typ feuert noch immer nonstop auf die Stelle, an der er mich vermutet, eiskalt und völlig unbeteiligt. Er leert das ganze Magazin, setzt ein neues ein. Ein erster Funke blitzt unter der Motorhaube auf, breitet sich rasend schnell aus, eine Flamme züngelt unter dem Motor hervor. Ich stütze mich auf ein Knie und drücke dreimal ab. Eine Kugel trifft den Knilch an der Schulter, die Waffe fällt ihm aus der Hand. Ich richte mich auf und ziele, wie es sich gehört. Sein Schädel platzt auf wie ein matschiger Granatapfel. Er bricht zusammen und knallt in den Staub. Ein zweiter Typ eilt ihm zu Hilfe. Er feuert einen Schuß nach dem anderen auf mich ab und treibt mich immer weiter hinter die höher lodernde Flamme zurück. Ich feuere zurück, ohne ihn im mindesten zu beunruhigen. Er sammelt seinen Kumpel ein, schleppt ihn zum Mercedes und deckt seinen Rückzug durch Feuerstöße. Die Limousine schlittert über den Schotter und erreicht unter ohrenbetäubendem Gedröhn mit einem Satz den Asphalt.

Mittlerweile verschlingt das Feuer schon meine Autositze. Flammenfinger züngeln von den Türen hoch, umschmeicheln das Fahrgestell, strömen von allen Seiten auf den Tank zu. Ich renne schnell zu einem Erdhügel, um dahinter in Deckung zu gehen. Die Wucht der Explosion schleudert mich ins Ge-

sträuch.

In der Ferne gellen die Sirenen der Einsatzkommandos. Auf der Straße herrscht wilder Tumult. Ich höre Männer brüllen und Frauen schreien. Ein Dutzend Fahrzeuge sind zusammengekracht. Überall rennen Leute herum.

Jetzt erst sehe ich das Blut auf meinem Hemd. Ein Glassplitter hat mich am Handgelenk geritzt. Weiß Gott die geringste meiner Sorgen. Ich bin zufrieden mit mir: Es ist mir gelungen, das Wild aufzuseuchen.

16

Es ist das Unglück wilder Horden, daß, sobald einer aus ihrer Mitte plötzlich Feuer unterm Hintern hat, die ganze Horde in Panik ausbricht und sich ihm an die Fersen heftet, bereit, ihm in den Abgrund zu folgen.

Am nächsten Tag bekomme ich einen Anruf von Capitaine Berrah. Er erwarte mich im Haus Nummer 9 der Cité du Beau Plaisir, einem paradiesischen Flecken, nur ein paar Kabellängen von Sidi Fredj entfernt. Es ist eine Anschrift, die uns in einen verschwiegene Winkel entführt, diskret hinter einem Wäldchen versteckt. Die Villa, um die es geht, liegt im Herzen einer Lichtung, kokett und nett anzusehen mit ihrem blauen, kunstvoll behauenen Stein und ihren Efeuhäubchen. Ein vergoldetes schmiedeeisernes Gartentor führt in einen Hof

152

mit alten Steinplatten, eingerahmt von grünen Tuffs, die zurechtgestutzt sind wie die Schädel der Punks.

Ich parke den Wagen neben einem italienischen Marmorbrunnen, den eine steinalte, unverkennbar aus einem spanischen Fort geklaute Kanone bewacht. Der Capitaine begrüßt mich von der Veranda aus. Sein Kinn deutet auf einen Mercedes hin, der zur Hälfte in einer Garage steckt.

„Ist er das?“

„Jedenfalls dasselbe Nummernschild.“

„An den Sitzen klebt Blut.“

Er bemerkt den Verband um mein Handgelenk.

„Hoffentlich nichts Schlimmes?“

„Ist nur um anzugeben.“

Er lacht schnaubend, und ich folge ihm ins Innere des Palais. Über eine Treppe, die mit rotem Teppichboden ausgelegt ist. Ein paar Geheimdienstagenten sind schweigend dabei, alles zu durchsuchen.

Der Bosco sitzt zusammengesackt in einem Diwan, mit eingefallenen Schultern und dem Kinn auf der Brust. In seinem Nacken klafft ein Krater. Aus dem aufgeplatzten Fleisch schaut ein zertrümmerter Wirbel hervor, und im Rücken verklebt ein geronnener Blutstrom das Hemd. Neben seinen Füßen liegt ein Glas am Boden; sein Inhalt hat sich über den Teppich ergossen und beim Verdunsten eine gelbliche Spur hinterlassen.

„Er wurde abgemurkst, als er sich gerade einen kleinen Ricard genehmigte“, sagt der Capitaine. „Auf der Rückenlehne des Diwans sind Pulverspuren.“

Man hat ihn hinterrücks umgelegt, aus nächster Nähe. Damit hat der Bosco nicht gerechnet. Sein Gesichtsausdruck hält für alle Zeiten sein Erstaunen fest, das so groß wie kurz gewesen sein muß.

„Das hier haben wir in seiner Tasche gefunden“, ergänzt der Capitaine und wiegt einen Schlüssel in der Hand. „Keine Papiere, kein Geld.“

Es ist ein Schlüssel der Marke Fiochet-Bauche aus Gußaluminium, der an einer drei Zoll großen Metallplatte mit einer Nummer auf der einen, einem Logo auf der anderen befestigt ist.

„Sagt dir das Logo irgendwas?“

„Es ist das einer Firma, die auf den Einbau von Tresoren spezialisiert ist. Sie versorgt exklusiv die Schließfächer von Bahnhöfen und Flughäfen. Die Firma hat mir eine Liste ihrer Kunden zur Verfügung gestellt.“

„Eine Diskette hatte er natürlich nicht bei sich!“

„Hätte mich gewundert.“

„Mich auch.“

Wir knöpfen uns als erstes den Hauptbahnhof vor, als nächstes die Busbahnhöfe. Wir brauchen drei Stunden, um zu des Pudels Kern vorzustoßen, den wir im Untergeschoß C des Flughafens finden. Der Schlüssel dreht sich butterweich im Schloß, die Tür vom Schließfach springt auf, und zum Vorschein kommt ein brandneuer lederner Aktenkoffer.

„Sieh erst mal nach, ob er nicht vermint ist“, weist der Capitaine einen der Spezialisten an.

Nach der Beendigung des Routine-Checks holen wir den Koffer heraus. Wie ein Fausthieb trifft mich als erstes inmitten eines Wusts von Kassetten,

Akten und Papieren der Anblick eines sorgfältig gebundenen Manuskripts, auf dessen Einband in fetten roten Lettern geschrieben steht: H-IV.

Der Capitaine und seine Spezialisten machen sich gleich nach der Rückkehr ins Hauptquartier an die Arbeit. Sie werden sich die Nacht mit der Durchsicht der Dokumente um die Ohren schlagen und dabei Sehkraft und Denkkraft abnutzen.

Gegen elf Uhr morgens treffe ich in ihrer Kommandozentrale ein, die zum Kinosaal umfunktio- niert worden ist. Ich finde einen erschöpften, auf- gelösten Capitaine Berrah vor, mit tiefen Augen- ringen und blau verfärbten Lippen. Seine Männer hängen völlig geschafft über den dreißig Stühlen, die in mehreren Reihen bis zur Vorführkammer ansteigen.

„Ich hoffe, das war nicht alles für die Katz, dieser ganze Energieverschleiß, Capitaine?“

„Das war jede Mühe der Welt wert. Setz dich dort hin. Es gibt Café und Sandwiches, wenn du willst.“

Er klatscht in die Hände, um sich bei seinen Männern zu bedanken: „Leute, ihr wart Spitze! Wir treffen uns in zwei Stunden. Und abends gibt’s in der Offiziersmesse ein Méchoui.“

Kaum sind wir allein, läßt er sich in einen Sessel fallen und fächelt sich mit einer Karteikarte Küh- lung zu.

„Was Greifbares?“

„Kannst du wohl sagen!“

„Und Dahmane Faïd? Ich wäre für den Rest mei- nes Lebens untröstlich, wenn er nicht mit drin-

steckte.“

„Bis zum Hals, Kommissar, bis zum Hals.“

Erst jetzt verspüre ich Lust auf einen Kaffee und bekomme Appetit auf ein Sandwich.

Berrah resümiert mir kurz und bündig die *Vierte Hypothese*, spielt mir eine Tonbandaufzeichnung nach der anderen vor. Ich höre und höre und traue meinen Ohren nicht.

Dahmane Faïd, der Milliardär Kaddour Abbas, Jilali Younes, Inhaber der Le-Mouflon-Kaufhäuser, Hamma Dib, der Juwelier, und noch zwei weitere der vermögendsten Männer sind hingebungsvoll damit beschäftigt, die einzelnen Abschnitte der Direktive H-IV zu diskutieren, und reiten sich dabei immer tiefer hinein. Von Zeit zu Zeit schwillt die Lautstärke an, etwa wenn sie einander zu übertrumpfen suchen, die einen diesen oder jenen Wirtschaftssektor für sich beanspruchen, die anderen hier und da ein Zugeständnis machen, um im nächsten Atemzug schon wieder eine Kompensation einzufordern. Sie debattieren über den Einsatz bestimmter Strategien, die Opportunität gewisser Engagements, die Notwendigkeit einer großangelegten Sabotageaktion.

Berrah illustriert die Verschwörung mit schwarzen Listen der gesamten Infrastruktur, die sabotiert werden soll. Er zeigt mir Fotos, auf denen man Mérouane TNT erkennt, wie er gerade dabei ist, den Stahlkomplex von Zitouna in die Luft zu jagen, oder die Handlanger von Hamma Dib, wie sie ihren schmutzigen Geschäften nachgehen. Wir sehen kompromittierende Videos, an denen es nichts zu deuten gibt, studieren Fotokopien, sortie-

ren Beweisstücke. Stoff genug nicht nur für einen Bestseller, sondern vor allem Stoff genug, sechs dicke Vermögen Algiers an den Galgen zu bringen. Es ist alles da: von den Verschwörungsthesen, die auf die Destabilisierung der Volkswirtschaft abzielen, um den Staat zu zwingen, einen Teil seines industriellen Besitzes zu verschleudern, zur kompletten Liste jener Sektoren, auf die Dahmane Faïd und seine Clique scharf sind; sowohl Mitschnitte von Telefongesprächen als auch Kopien von Schecks in astronomischer Höhe mit den Namen der Brandstifter und Mörder; hier die Anweisungen zur Ermordung Ben Oudas und anderer „räudiger Schafe“, dort die Erfolgsberichte nach beendiger Mission ...

„Wann nehmen wir die Schweinehunde fest?“ frage ich empört.

„Sobald ich mich ein bißchen frisch gemacht habe.“

„Ich weiß, daß der Fall in die Zuständigkeit des Geheimdienstes gehört, aber um Faïd würde ich mich gerne persönlich kümmern.“

„Keine Einwände, vorausgesetzt, du bringst ihn direkt hierher.“

„Du bist ein echter Kumpel ... Apropos Athmane Mamar, hast du etwas gegen ihn in der Hand?“

„Und ob! Er war von Anfang an mit dabei. Anscheinend hat ihm sein Schwager, der Professor, von Ben Oudas Plänen erzählt. Als er daraufhin einen Rückzieher machte, hat Faïd ihm Mérouane TNT auf den Hals geschickt, um ihn mitsamt seinem Betrieb in die Luft zu jagen.“

Ich nehme mein Kinn zwischen Daumen und

Zeigefinger und denke nach. Der Capitaine wirft mir einen beunruhigten Blick zu, verwundert über meine nachdenklich gerunzelte Stirn.

„Stimmt was nicht, Kommissar?“

„Ich verstehe da was nicht. Hattet ihr da einen Maulwurf eingeschleust?“

„Nein.“

„Wer um alles in der Welt hat dann diesen ganzen Kram angehäuft, und vor allem warum?“

Da weiß der Capitaine auch nicht weiter. Jetzt runzelt er die Stirn und sitzt ganz still.

Meiner Meinung ist ihm bisher eine solche Frage nicht im entferntesten in den Sinn gekommen. Der beste Beweis, daß auch seine psychologischen Fähigkeiten bisweilen zu wünschen übrig lassen.

17

Die Sekretärin in der Halle ist gerade dabei, sich ihre Nase zu pudern, als wir aus dem Aufzug platzen. Schnell zupft sie ihr Vorderteil zurecht, um empfangsbereit zu sein.

„Messieurs?“ zwitschert sie mit kommerziellem Lächeln.

Wir lassen sie mitsamt ihrem Lockruf links liegen und stiefeln geräuschvoll an ihr vorbei. Sie springt auf, fliegt über ihren Schreibtisch hinweg und stellt sich uns in den Weg.

„Monsieur Faïd ist mitten in einer Besprechung ... Es ist streng verboten, ihn zu stören.“

158

Von ihrem Gepiepse angelockt, schiebt Rotschopf sein Leberwurstface um die Ecke vom Gang. Als er uns sieht, schnellt seine Hand instinktiv Richtung Revolver.

„Tsst! Tsst!“ bringt Ewegh ihn auf andere Gedanken.

Rotschopf schluckt krampfhaft seine Spucke hinter und nimmt die Hand von der Knarre. Die Sekretärin müht sich ab, uns aufzuhalten. Wir ziehen sie, absolut taub ihrem Flehen gegenüber, im Schlepptau hinter uns her.

„Ihr könnt da nicht rein“, bellt Rotschopf.

„Verpiß dich, du nasenlose Sphinx!“ rät ihm Lino, den die beruhigende Nähe des Targi unverkennbar aufmuntert.

Wir stoßen den Ägypter und das Täubchen beiseite und poltern durch eine gigantische Eichentür in den Versammlungsraum.

Eine Bande von Matschbirnen rund um einen riesigen Mahagonitisch dreht sich schlagartig nach dem Getöse um. Ganz hinten schiebt Dahmane Faïd seine Brille mit spitzem Finger hoch und blickt angewidert zu uns her.

„Es tut uns leid“, schluchzt das Mädel. „Wir haben versucht, sie aufzuhalten ...“

Dahmane Faïd sagt kein Wort. Doch seine Augen glühen zerstörerisch und würden uns am liebsten zu Asche verbrennen, bitterböse, gnadenlos.

„Die Sitzung ist geschlossen“, rufe ich den versammelten Birnen zu, die nicht zu kapieren scheinen, was vor sich geht.

Sie wenden sich zunehmend verstört zu ihrem Manitu um. Dahmane Faïd nickt unmerklich. Die

Birnen werden auf der Stelle aktiv. Sie sammeln ihre Mappen und Papiere ein und machen sich unter enttäuschem Geraschel davon. Die Sekretärin verläßt im Krebsgang den Raum, sie ist kreidebleich, nicht mehr lange und sie flennt drauflos.

„Du auch, der Ägypter da!“ bellt Lino.

Rotschopf wiegt sich in den Hüften und rührt sich nicht von der Stelle, um seinem Boß zu zeigen, daß er mit ihm durch dick und dünn geht. Ewegh packt ihn am Genick, schleudert ihn in die Vorhalle und knallt die Tür hinter ihm zu.

„Keine Sorge, Monsieur Faïd. Wir haben uns die ganze Mühe nicht wegen der Diskette gemacht. Die interessiert uns nicht mehr.“

„Was glauben Sie eigentlich, wo Sie hier sind?“ sagt er, als ich schon glaube, es habe ihm definitiv die Sprache verschlagen. „Auf dem Viehmarkt? Haben Sie sich wenigstens die Schuhe abgestreift? Wer hat Ihnen gestattet hereinzukommen?“

„Das Gesetz, Monsieur Faïd.“

Er reißt sich die Brille von der Nase und knallt sie auf seine Schreibunterlage.

„Was für ein Gesetz? Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie reden?“

„Mit Dahmane Faïd, einem dreckigen, beschissenen Fettsack, der die Atmosphäre doppelt so stark verpestet wie Tschernobyl. Ich bin gekommen, um ihm sein großes Maul zu stopfen.“

Er greift nach dem Telefon und fuchtelt wild auf den Tasten herum.

„Lassen Sie den Hörer liegen, Monsieur. Das zieht nicht mehr. Die Zeiten der Schiebung sind vorbei.“

„Wer hat Ihnen denn diesen Quark erzählt?“

„Mein Milchmann.“

„Alles nur Demagogie. Diese Kampagnen darf man doch nicht ernst nehmen. Alles nur Augenauswischerei fürs Volk, Derrick. Doch mit hohlen Slogans, und seien sie noch so bestechend, macht man noch lange keine Revolution.“

Er faßt nach seiner Gebetskette und läßt sie um sein Handgelenk kreisen.

„Los, Monsieur Faïd, rufen Sie ruhig Ihre Freunde an.“

„Doch nicht wegen Peanuts, Sie spinnen ja. Mein Personal wird Sie nachher schon rausschmeißen.“

„Die Zeiten sind vorbei, Monsieur Faïd. Ihr eigener Hund würde Sie heute verleugnen. Sie sind zu weit gegangen. Und jetzt: Endstation, alle Mann aussteigen!“

Er lehnt sich behäbig auf seinem Thron zurück und faltet die Hände über seinem Menschenfresserbauch. Ein verächtliches Lächeln spielt um seine Lippen.

„Im Gegenteil: der Zug ist eben erst abgefahren, Derrick, aber ohne Sie. Machen Sie endlich die Augen auf, dann sehen Sie, Sie sind im falschen Film, Ihre Methoden funktionieren nur in Europa.“

„Stimmt, wir leben in Algerien. Und Algerien, Monsieur Faïd, ist wie Gold: je heftiger man sich daran reibt, umso mehr beginnt es zu glänzen. Es ist ein Land, wo noch richtige Männer leben. Manchmal schläft vielleicht seine Wachsamkeit, sein Stolz jedoch nie. Und je heftiger man es bedrängt, umso stärker setzt es sich zur Wehr ...“

„Das haben Sie wohl bei den Pfadfindern ge-

lernt.“

Er widert mich an.

„Ich verhafte Sie, Monsieur Faïd. Gott allein weiß, was das für mich heißt. Ich verhafte Sie wegen Mordes an Ben Ouda und Professor Abad. Ich verhafte Sie wegen versuchtem Mord an der Person eines Polizeikommissars in Ausübung seines Dienstes. Ich verhafte Sie wegen Gefährdung der Staatssicherheit. Kurz, ich verhafte Sie, damit das Leben wieder seinen normalen Gang gehen kann, ohne durch Sie behindert zu werden.“

Seine fetten Flossen knallen auf den Schreibtisch nieder. Er wirft den Kopf in den Nacken und wird von einem dröhnenden Gelächter geschüttelt, das seinen Schmerbauch bis hoch zur Kehle erbeben läßt: Es ist das Lachen einer allmächtigen Hydra, die nicht glauben will, daß es manchmal ganz schnell abwärts geht. Plötzlich verstummt das Gebrüll, und sein Gesicht erstarrt zu einer gräßlichen Fratze. Seine Lippen verziehen sich zu einem kanibalisches Grinsen. Er streckt den Arm nach der Fensterfront zu seiner Rechten aus.

„Da draußen gibt es nicht einen Winkel, in dem man Dahmane Faïd nicht kennt. Mir gehört die halbe Stadt. Mir verdanken die meisten ihren Lebensunterhalt!“ Er schlägt sich mit der Hand an die Brust. „Mir allein ...! Ich allein habe diese Stadt zu dem gemacht, was sie heute ist.“

„Zu einer Arena.“

„Einer veritablen Kapitale, modern und ehrgeizig. Stein für Stein, Ziegel für Ziegel habe ich sie aufgebaut. Ich habe ihr meine besten Jahre geschenkt, mein ganzes Talent in ihren Dienst ge-

stellt. In ihren Adern zirkuliert mein Geld, ihre Gärten sind mit meinem Schweiß getränkt, und wenn ihr Puls heftiger pocht als der einer Jungfrau in der Hochzeitsnacht, dann dank meiner Investitionen. Sehen Sie hin. Sehen Sie genau hin, und Sie werden feststellen, daß sie nur für mich Augen hat, daß sie keinen Gott kennt außer mir. Uns verbindet eine Leidenschaft, die keine Tabus kennt. Wir beide denken mit einem Kopf ... Diese Stadt ist mein Eigentum. Ich habe es nie akzeptiert, ihre Schönheit welken zu sehen. Gott allein kennt die Zahl der dümmlichen Slogans, die ihr den Glanz nehmen wollten, der ungehobelten Freier, die sie verführen, der Eselstreiber, die sie verschleudern wollten. Aber ich habe immerzu nur nein gesagt, das kommt gar nicht in Frage. Ich habe sie aus den Fängen der Schmarotzer befreit und ihr die Freiheit zurückgegeben. Dank mir ist sie prächtiger denn je anzusehen. Meine schöne Weiße ist weder eine Odaliske noch eine Towaritsch* [** Odaliske = weiße Sklavin in einem türkischen Harem; Towaritsch (russ.) = Genosse*]. Sie ist eine stolze Sultanin. Sie braucht Prunk und Prachtentfaltung, rauschende Feste und wilde Reiter, heißblütige Liebhaber und treu ergebene Höflinge. Sie verlangt, daß man sich hingibt für sie, daß man wagt, daß man entweicht, daß man für sie aufgeht, draufgeht, aufs Ganze geht. Es gibt nur diese Art, ihr zu dienen, es ist die einzige Art, sie zu verdienen ... Sie ist ein Kunstwerk. Du versuchst dich Skizze um Skizze an ihr, und dann ist sie es, die einen Meister aus dir macht, die deinem Talent zu höchster Entfaltung verhilft. Doch ach! Solch lyrischer Überschwang ist Ihnen fremd, Der-

rick. Was weiß ein armseliger Polyp schon vom Hochgefühl, welches das Prestige auslöst? Was weiß ein armer Teufel, dem schwindlig wird, wenn er nur aufrecht steht, schon von Höhenluft? Was wissen Sie schon davon, was es heißt, etwas aufzubauen, was wissen Sie vom Ruhm, der Sie überlebt? Nichts. Nichts und nochmal nichts. *Der Ruhm läßt nur die Seele erbeben, welche sich seiner würdig erweist*, sagt Gogol. Ich untersage mir strikt, auf Majakowskij zu hören. Wenn die Nacht in ihrem Fieberwahn, wenn die Goliaths mich so groß werden ließen, dann, auf daß ich nicht nutzlos sei ... Hören Sie? Auf daß ich nicht nutzlos sei. Wie Ihresgleichen. Unsichtbare Schatten, die im Hintergrund hocken. Erbärmliche Verdauungstrakte, anmaßend und hohl ...“

„Sie sollten wirklich den Optiker wechseln, Monsieur Faïd.“

Ich gebe Ewegh mit dem Kopf ein Zeichen, daß der gute Mann sich nach seiner Zwangsjacke sehnt. Schon rasselt der Targi mit den Handschellen.

Dahmane Faïd ist geschockt. Der Anblick der Armbänder traumatisiert ihn zutiefst. Er starrt sie ungläubig an, betrachtet seine feuerroten Handgelenke und weigert sich, sich vorzustellen, daß sie je in rostigen, grotesken, demütigenden Eisenringen stecken könnten. Nach einem Augenblick, der so lang ist wie ein Erdbeben, realisiert er schließlich, was ihm widerfährt. Er schüttelt heftig den Kopf, überzeugt, daß ein Manitu seines Formats von dieser Art Ritual verschont bleiben würde, daß er gegen die Wechselfälle des Lebens gefeit, daß er unantastbar, unbestrafbar, tabu sei.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe! Ich verbiete Ihnen, mich mit diesem Unrat zu berühren! Ich bin Dahmane Faïd! Die Behörden fressen mir aus der Hand! Die höchsten Persönlichkeiten werfen sich mir zu Füßen! Ich fordere Sie auf, sich zurückzuziehen, Sie sind entlassen, überflüssig, abgeschafft ...“

Ich habe schon manch armen Teufel den Kopf verlieren sehen. Ich habe Leute gesehen, die Halluzinationen hatten und dem Wahnsinn verfielen. Ich habe mehr als einen Gott vom Sockel stürzen sehen. Doch das Schauspiel, das Dahmane Faïd uns da bietet, läßt jeden Exzeß Lichtjahre hinter sich.

Ich habe wahrhaftig dem ersten Akt der Apokalypse beigewohnt.

18

Der Diener empfängt mich untertänig, nimmt mir meine Zigarette ab und führt mich in einen herrschaftlichen Salon. Es ist ein hagerer Greis mit schlohweißem Haar, aufrecht wie eine Fahnenstange, mit schmalen Gesicht, scharfgeschnittenen Zügen und mittendrin einer Hakennase, die so schlaff wie eine Flagge auf Halbmast hängt. Mit seinem steifen Brustkasten und seinen Frackzipfeln erinnert er an einen ausgebleichten Flamingo, der mit der Krallen versehentlich einer Schlange ins Maul geraten ist und so tut, als wäre alles in bester Ordnung. Seine aufgesetzte Würde hilft ihm offen-

bar, sich der lästigen Domestikendienstpflicht mit philosophischer Gelassenheit zu entledigen.

„Wenn Monsieur liebenswürdigerweise hier auf mich warten würden“, spult er im Ton eines defekten Grammophons herunter. „Ich werde Monsieur benachrichtigen, daß Monsieur ihm einen Besuch abstatten möchten.“

Nach einer Minute ist er wieder zurück, noch immer so starr wie eine fixe Idee. Seine Schulter neigt sich ehrerbietig und seine weißhandschuhte Hand weist mir den Weg.

„Wenn Monsieur mir bitte folgen wollen.“

„Das laß ich mir nicht zweimal sagen!“

Wir durchqueren ein granatrotes Samtuniversum, in dem es vor Silbergeschirr nur so funkelt und blitzt. Ausgestopfte Raubtiere liegen zwischen bauchigen Diwanen und verschnörkelten Bronzestischen auf der Lauer. Eine echte Ritterrüstung hält in einem Alkoven Wacht, mit gezücktem Schwert und gesenktem Visier. Und sogar einen bengalischen Tiger gibt es, der sein Maul in lautlosem Gebrüll verrenkt und sein flaches Fell den Füßen darbietet, als käme er gerade unter einer Dampfwalze hervorgekrochen.

Abderrahmane Kaak hat es sich in einem Schaukelstuhl auf der Veranda bequem gemacht. Er wirkt wie eine Marionette, die ein berühmter Bauchredner achtlos hat liegen lassen. Eine Zigarre in der einen Hand, ein Glas Alkohol in der anderen, schaut er aufs Meer hinaus und läßt sich einlullen vom Knarren des Schaukelstuhls. Er dreht sich nicht um. Mit der Zigarre deutet er auf den Schaukelstuhl nebenan. Ich lasse mich nieder und

gebe acht, nicht mit allen vieren in der Luft zu landen, stütze einen Fuß an der Balustrade ab und lasse die Arme über die Lehnen baumeln.

„Schöner Tag heute, Kommissar, finden Sie nicht auch?“

„Für den, der es sich leisten kann.“

„Das hier ist mein Lieblingsplatz. Wenn ich schlecht drauf bin, komme ich hierher, und das Mittelmeer übernimmt den Rest ... Wie wär's mit einem Aperitif?“

„Bin praktizierender Muslim.“

„Oder einer kleinen Erfrischung?“

„Habe eine Halsentzündung.“

Er schüttelt mißvergnügt den Kopf und stellt sein Getränk auf einem kleinen Glastisch ab. Ich muß mich aufrichten, um ihn überhaupt zu sehen, denn er ist tief in seinen Sitz gerutscht. Er trägt ein besticktes Saharagewand mit vergoldeten Pailletten am Kragen und geflochtenen Seidenbordüren an den Ärmeln. Im tiefen Ausschnitt ein winziger Bauch, glänzend vor Schweiß, ähnlich einem Schildkrötenpanzer. Um seinen fleischigen Hals schimmert eine Kette aus massivem Gold im Tageslicht.

Er klopft die Asche von seiner Zigarre.

Nur ein paar Schritte von uns entfernt schäumt das Meer, versprüht seine Gischt, tobt und tost.

„Vor zwei Stunden war es absolut still“, bemerkt er.

„Der Wind hat sich gedreht.“

„Und deshalb sind Sie hier?“

„Ihnen kann man aber auch gar nichts verbergen.“

Ich lehne mich wieder bequem zurück und gebe dem Schaukelstuhl einen kleinen Stoß, damit er zu wippen beginnt. Er setzt sich mit einem beruhigenden Quietschen in Bewegung.

„Ich muß anerkennen, daß Sie über eine beachtliche Fantasie verfügen, Monsieur Kaak. Sie haben das alles höchst bravourös inszeniert. Spendieren Sie mir eine Zigarre?“

„Wenn Sie meinen, Sie hätten sie verdient?“

„Oh ja, durchaus.“

„Dann greifen Sie zu.“

Ich nehme mir eine Zigarre aus einer geschnitzten Dose, köpfe sie mit einem Biß und zünde sie mit einem Platinfeuerzeug an. Der erste Zug bringt mein Gehirn zum Prickeln. Der zweite versetzt mich fast in einen Rauschzustand.

Ich umspanne mit dem Blick das wogende Meer und beginne zu erzählen:

„Es war einmal ein Mann, der war so reich wie Krösus, und seine Habgier war ebenso groß wie seine Gefräßigkeit. Er hatte einen untrüglichen Sinn fürs Geschäftliche und eine grenzenlose Leidenschaft fürs Intrigieren. Doch leider lebte er in einem Land, wo alle lukrativen Unternehmungen stark beschnitten oder von vornherein willkürlich abgeblockt wurden – durch einen aufgesetzten, keineswegs unbestechlichen Sozialismus. Der reiche Mann mußte oft halsbrecherisch jonglieren und sich mehr als einer Demütigung aussetzen, um seiner Berufung weiter nachgehen zu können. Wieviele Freunde er sich auch in der Nomenklatura erkaufte, es schützte ihn weder vor den geltenden Gesetzestexten noch vor ideologischer Schikane.

Damals schrie das ganze Land ‚Häresie‘, sobald ein privater Bauunternehmer es wagte, die proletarische Lethargie zu durchbrechen. Es gehörte zum guten Ton, arm zu sein, jeglicher Reichtum war verdächtig, wenn nicht gar des Teufels ... Und Dahmane Faïd fand endlich einen Ausweg: Warum nicht, statt ein Riesenreich aufzubauen und die geballte Kritik auf sich zu ziehen, lieber überall ein bißchen investieren und so zugleich den Aktionsradius ausdehnen wie auch die Bewegungsfreiheit vergrößern ...? Und so entschied er sich scharfsichtig für das System der Strohänner.“

Stille im Schaukelstuhl nebenan.

Ich ziehe an meiner Zigarre, um das Feuer neu zu entfachen, und fahre fort:

„Abderrahmane Kaak zögerte nicht lange, als man ihn rief. Er hatte ein fettes Vorstrafenregister, war ein erbärmlicher Versager, kam von ganz unten. Er ergriff gierig die sich bietende Gelegenheit und lernte das Leben im Luxus kennen, Schlösser, Kreuzfahrten, die Privilegien der Reichen ... Freilich nicht alle Tage. Oft mußte er die Knochen für seinen Boß hinhalten. Ein Strohmann ist auch dazu da, daß er die Prügel kassiert, die seinem Boß gelten. Das war Teil der Geschäftsbedingungen. Der Big Boss macht sich im Big Business nicht die Hosen naß. Die Schmutzarbeit delegiert er lieber an andere. Trotzdem lief für unseren Kaak alles wie geschmiert bis zu dem Tag, als das Land von der Fundamentalistenseuche befallen wurde. Der Krieg hielt Einzug auf numidischem Boden. Eine furchtbare Tragödie, gewiß, doch ein irrsinniger Glücksfall für eine gewisse begüterte Minderheit.

Jetzt oder nie war die ersehnte Gelegenheit, diesem Pseudo-Sozialismus endlich das Maul zu stopfen, der jede Initiative zur Mehrung von Privatvermögen abwürgte. Es galt, Spannungsherde zu schüren, Öl ins Feuer zu schütten, um das Land jeder Orientierung zu berauben und es besser ausbeuten zu können. Es mußte alles getan werden, um das Regime, das in der Falle saß, so weit zu bringen, daß es bereit war zu verhandeln, um Gnade vor den Augen des Volks zu finden, daß es seine proletarischen Prinzipien fallenließ, wichtige Konzessionen machte ...“

„Schon verrückt, wie unverbesserlich die Reichen sind“, spottet Kaak.

„Warten Sie ab, wie es weitergeht, ich bin noch nicht fertig. Jetzt, wo die Privatisierung, das zentrale Zugeständnis des Regimes, gelaufen ist, braucht Dahmane Faïd keine Strohmänner mehr. Er macht sich daran, seine verborgenen Schätze einzusammeln, um unter eigenem Namen ein Imperium aufzubauen. Und so beginnt der Niedergang des Abderrahmane Kaak, der sein Fassadenreich im selben Maße, in dem Faïds Appetit wächst, wegbröckeln sieht. Als er 75 Prozent der Raha-Kette und 35 Prozent von DZ-Tours verkaufen muß, damit Dahmane sich den Stahlkomplex von Zitouna leisten kann, gerät Abderrahmane in Panik. Wenn das in dem Tempo so weitergeht, dauert es nicht mehr lange und er findet sich auf der Hafentreppe wieder. ‚Zum Teufel!‘ hat er sich da gesagt. ‚Ich bin Strohmännchen, na und? Auf dem Papier, offiziell, administrativ, juristisch, bin ich der Besitzer! Es genügt, DF abzuschütteln, und das Spiel ist gewon-

nen ...' Und hier haben Sie eine wirklich bemerkenswerte Intelligenz an den Tag gelegt, Monsieur Kaak, um Dahmane Faïd nach allen Regeln der Kunst aus dem Weg zu räumen. Ohne sich die Hände schmutzig zu machen. Ohne sich zu kompromittieren ... Da DF bis zum Hals in der Serie der Bombenattentate steckt, warum ihn nicht einfach denunzieren? Sie sind Insider. Sie sind bestens über alles informiert, was ausgeheckt wird. Sie haben sich sofort darangemacht, alles auszuspionieren und aufzuzeichnen, zu filmen und zu fotokopieren, bis zu dem Tag, an dem Sie mehr als genug Beweismaterial zusammenhatten, um DF ans Messer zu liefern. Als nächstes entwerfen Sie ein wirklich geniales Szenario, in dessen Mittelpunkt Sie Ben Ouda stellen, einen abgehalfterten Diplomaten, einen Intellektuellen von größter Naivität, einen Lichtjäger, der sich mit Freuden der Krux des Rampenlichts unterzieht, nur um dem Schattendasein zu entfliehen. Es gibt nichts, was er für einen Bestseller nicht getan hätte, der Ben. Er war die ideale Besetzung für die Rolle des Trotzels.“

Ich merke, daß meine Zigarre endgültig erloschen ist. Ich höre Abderrahmane nicht mehr atmen. Einen Moment lang glaube ich schon, er sei fort. Ich richte mich ein wenig auf, um hinüberzusehen. Kaak ist nicht fort. Da sitzt er, mit dem Glas in der Hand, und starrt aufs Meer wie ein Kind in ein Aquarium.

Ich sage zu ihm: „Sie sind zu Ben gegangen und haben ihn mit Ihren Dokumenten fasziniert. Dann haben Sie es fertiggebracht, ihn Dahmane Faïd

gegenüber als potentielle Gefahr Nummer eins darzustellen. Dieser beißt an, das Programm läuft ab, und die Sache eskaliert auf gräßliche Weise.“

Abderrahmane stellt sein Glas ab und rutscht zur Stuhlkante vor.

Nach einer Ewigkeit dreht er sich um.

Er ist um Jahre gealtert!

Er starrt mich sonderbar an. Ich habe den Eindruck, daß sein Blick durch mich hindurchgeht, um ich weiß nicht wo ich weiß nicht was zu finden, um meiner Geschichte etwas entgegensetzen; doch er kommt unverrichteter Dinge zurück und flüchtet sich in die Betrachtung seiner Hände.

„Sie hätten nicht mit der Kinokasse durchbrennen sollen, Monsieur Kaak. Das war eine ganz schlechte Idee.“

Er wackelt mit dem Kopf.

Ich vertraue ihm an: „Von Anfang an habe ich mich gefragt, wem die Ausschaltung von Dahmane Faïd wohl am meisten brächte: einem karrieresüchtigen Spitzel? Einem unersättlichen Rivalen? Einem ungeduldigen Erben ...? Niemand war besser plaziert als sein wichtigster Strohmann. Das war sonnenklar. Es stach in die Augen.“

Seine Fäuste ballen sich, tauchen ein in den wogenden Faltenwurf seines Gewandes. Sein Atem wird lauter, schneller, erinnert an das Zischen eines rissigen Dampfkessels.

„Der vorläufige Gewahrsam hatte den Zweck, den Geheimdienstlern zu erlauben, dieses Haus mit Wanzen zu spicken. Ich habe von Ihren Methoden gelernt. Ihre Telefongespräche sind hier aufgezeichnet“ – ich wedle mit einer Kassette unter sei-

ner Nase herum –, „einschließlich des Gesprächs mit dem Bosco und dem Treffen, das Sie mit ihm im Haus Nummer 9 in der Cité du Beau Plaisir vereinbart haben. Sie sind zu ihm hin, angeblich um ihm einen Auftrag zu erteilen. Dann haben Sie ihn mit einem Kopfschuß fertiggemacht und ihm den Schlüssel vom Schließfach in die Tasche gesteckt, damit die Polizei ihn da findet.“

Ein Zittern geht von seinen Fußsohlen aus, kriecht durch seine Waden, erfaßt seine Oberschenkel und rüttelt an seinen Schultern. Der ganze Mann ist ein einziger fiebriger Schüttelfrost, ein unkontrolliert zuckendes, zischendes Häuflein Fleisch.

„Sie dachten, Sie könnten uns den Blick verstellen mit Ihrem Berg an Beweismaterial. Hätte durchaus klappen können. Hat aber nicht geklappt. Ist die Ratte noch so häßlich, *Monsieur* Kaak, die Kröte ist darum nicht weniger gräßlich, und wenn Sie den Affen auch in Seide kleiden, so ist's und bleibt es doch ein Aff.“

Er steht schwankend auf, kreideweiß von Kopf bis Fuß. Er klammert sich ans Geländer, um nicht zu Boden zu sinken.

Er holt in den tiefsten Tiefen seines Zwerchfells Luft und quetscht mit bebender Stimme hervor: „Meine Mutter sagte immer, je mehr man sich fürs kleinste Detail umbringt, umso eher bringt einen das kleinste Detail um.“

„Ihre Mutter war eine Dichterin, *Monsieur* Kaak.“

„Ich ziehe mich schnell um, dann gehöre ich Ihnen.“

„Ich bitte Sie.“

Sein Blick ist schon nicht mehr von dieser Welt. Er dreht sich taumelnd um, die Augäpfel völlig verdreht, wankt durch die Stelen seines Wohlstands, die Arme weit ausgestreckt, stößt eine ausgestopfte Gazelle um, findet den Weg in seinem eigenen Haus nicht mehr. Er betritt sein Schlafzimmer, als wär's der Vorhof zur Hölle ...

Als der Schuß losging, war ich längst unterwegs zum Strand.

Die Aufgabe des Schriftstellers ist es, das Gewissen der Menschen wachzurütteln ...

*Nachwort von Beate Burtscher-Bechter und Interview mit
Yasmina Khadra*

Als Algerien 1962 nach mehr als sieben Jahren Befreiungskrieg gegen die Kolonialmacht Frankreich seine Unabhängigkeit erlangte, waren die Erwartungen der algerischen Bevölkerung groß. In den folgenden Jahrzehnten erfüllten sich die Hoffnungen jedoch nicht, und die Versprechungen der führenden Köpfe des FNL (*Front de libération nationale* – Nationale Befreiungsfront), der algerischen Einheitspartei, wurden nie eingelöst. Rund dreißig Jahre Alleinherrschaft des FNL und eine pseudosozialistische Politik ließen Ende der achtziger Jahre ein Land zurück, das politisch, wirtschaftlich und sozial einem Scherbenhaufen glich.

Im Oktober 1988 entlud sich der aufgestaute Zorn der Bevölkerung in einem spontanen Aufstand. Die Algerier protestierten gegen Korruption und Mißwirtschaft der Regierung, verlangten politische und wirtschaftliche Reformen und forderten Freiheit und Demokratie. Damit wurde ein Prozeß eingeleitet, der eine Liberalisierung des Parteiensystems nach sich zog und zu einer Legalisierung des bis dahin verbotenen FIS (*Front islamique du salut* – Islamische Heilsfront) führte. Der überlegene Wahlsieg dieser neuen Oppositionspartei bei den Kommunalwahlen des Jahres 1990 und der hohe Stimmenanteil im ersten Wahlgang bei den Parlamentswahlen 1991 brachten die Unzufriedenheit weiter Bevölkerungskreise mit dem immer noch regierenden FLN und seinem korrupten Beamtenapparat erneut zum Ausdruck. In der Folge wurde Staatschef Chadli Bendjedid im Jänner 1992 von der Armee zum Abdanken gezwungen. Der zweite Durchgang der Parlamentswahlen wurde annulliert, der Ausnahmezustand über das Land verhängt und kurz darauf der FIS als Partei verboten.

In den Sommermonaten des Jahres 1992 erschütterte eine Welle von Terroranschlägen das Land, die in blutige Auseinandersetzungen zwischen militanten Anhängern des FIS und der Armee und schließlich in einen Bürgerkrieg mündete. Unter General Liamine Zéroual, der seit 1994 an der Spitze des Staates stand, erreichten der blindwütende Terror und die Kämpfe zwischen den Islamisten und den regierenden Militärs 1998 und 1999 einen traurigen Höhepunkt. Mit seinem Aufruf zur nationalen Aussöhnung und der Begnadigung Tausender Islamisten ließ der im April 1999 neu gewählte Präsident Abdelaziz Bouteflika Hoffnung auf ein baldiges Ende des Bürgerkriegs aufkommen. Ob sie sich erfüllen wird, ist freilich noch nicht absehbar.

Es sind die Hintergründe der blutigen Tragödie Algeriens, die Yasmina Khadra im vorliegenden Roman bzw. den drei Bänden der Kommissar-Llob-Trilogie – *Morituri*, *Doppelweiß* und *L'Automne des chimères* (deutsch im Herbst 2001 ebenfalls bei Haymon) – ins Blickfeld rückt (übrigens auch in den beiden noch unübersetzten Folgeromanen *Les Agneaux du Seigneur* und *À quoi rêvent les loups*, letzterer erscheint im Herbst 2001 im Aufbau-Verlag). Dabei wird klar, daß die Ereignisse äußerst komplex sind und daß die anhaltende Krise in Algerien nicht durch einseitige Schuldzuweisungen an die Islamisten zu erklären ist, sondern nur aus dem Zusammenspiel von historischen, wirtschaftlichen und politischen Faktoren. Daß sehr oft die Schuldigen gerade auf der anderen Seite der „Front“ zu suchen sind, bei Kriegsgewinnlern und neureichen Nutznießern der wirren Verhältnisse und der undurchsichtigen Machtspiele. Welchen Gefahren sich Yasmina Khadra mit einer solch drastisch-unverhüllten Darstellung der Situation aussetzt, ist leicht zu erahnen, wenn man das Schicksal anderer algerischer Intellektueller bedenkt, die der Wahrheit zuliebe ihr Leben ließen.

So erstaunt auch die Aufregung nicht, die Yasmina Khadra im September 1999 mit einem Interview in der französischen Tageszeitung *Le Monde* auslöste, in dem sie eröffnete, daß

sich hinter dem weiblichen Pseudonym ein Mann verberge, der vor Ausbruch des algerischen Bürgerkrieges bereits unter seinem richtigen Namen zahlreiche Werke publiziert habe. Die Spekulationen bezüglich der wahren Identität des Autors waren nicht mehr zu bremsen. Doch ist es Yasmina Khadra, „der“ heute zu den bekanntesten frankophonen Autoren Algeriens zählt, bislang gelungen, sein Geheimnis zu wahren; noch immer wissen nur wenige Eingeweihte, wer sich hinter dem Pseudonym verbirgt. Und das ist gut so, denn die Anonymität ist für den Autor, der nach wie vor mit seiner Familie in Algerien lebt, überlebensnotwendig.

*

Frau Beate Burtscher-Bechter von der Universität Innsbruck, der der Haymon-Verlag den Kontakt mit Yasmina Khadra und die Kenntnis „ihrer“ Bücher noch vor deren Veröffentlichung in Frankreich zu danken hat, konnte mit dem Autor, der sonst in nächster Zeit schweigen will, im August 2000 folgendes Interview führen:

Seit dem Erscheinen von Morituri gab es immer wieder Spekulationen und Gerüchte, wer sich hinter dem Namen Yasmina Khadra verbirgt. Die Wahl eines weiblichen Pseudonyms wurde oft als geschickter Schachzug deines französischen Verlegers bezeichnet, besteht im Augenblick doch eine große Nachfrage nach Romanen von Frauen, die dem islamischen Kulturkreis angehören. Vor ungefähr einem Jahr hast du in einem Interview deine männliche Identität preisgegeben. Warum hast du das getan und warum gerade zu diesem Zeitpunkt?

Zunächst muß ich sagen, daß die Wahl eines Pseudonyms weder ein Spiel noch eine Verlagstaktik war, sondern eine absolut notwendige und in meinem Fall sogar zwingende Entscheidung. Ich habe auch keine Gelegenheit ausgelassen, die Gründe dafür zu erläutern. Wie man sich leicht vorstellen kann, ist ein algerischer Autor, der es wagt, in einem Ameisenhaufen herumzustochern, einem großen Risiko ausgesetzt. Dennoch und trotz der angespannten Situation, die in meinem

Land herrscht, haben manche bedauerlicherweise nicht aufgehört mich zu drängen, wenigstens meine männliche Identität preiszugeben. Ich weiß bis heute nicht, was mich dazu brachte, dem nachzugeben. Vielleicht tat ich es, weil ich müde und deprimiert war, vielleicht war es aber auch einfach eine Geste, die sich an all jene richtet, die meine Bücher mögen. Meine nächsten Freunde und Verwandten waren mit meinem Verhalten absolut nicht einverstanden und haben diesen Schritt als dumm und unnötig bezeichnet. Ich bin mir bewußt, daß ich ungeschickt gehandelt habe, und hätte mir gewünscht, daß man meine Anonymität respektierte. Leider scheint mein Zugeständnis die Gemüter auch nicht beruhigt zu haben, und die Spekulationen gehen fröhlich weiter; so ist auch meine Entscheidung zu verstehen, nichts mehr zu publizieren, bis ich die Möglichkeit habe, unter meinem richtigen Namen an die Öffentlichkeit zu treten.

Wie kommt es, daß du ein weibliches Pseudonym gewählt hast, um deine Romane zu veröffentlichen?

Als ich 1995 mit meinem nunmehrigen österreichischen Verleger in Kontakt trat, kümmerte sich, um mich zu schützen, meine Frau um meine Karriere als Schriftsteller. So mußte der Verleger annehmen, es mit einer weiblichen Autorin zu tun zu haben, was wiederum ein weibliches Pseudonym suggerierte. Es war also mehr ein Zufall. Heute bin ich stolz darauf, daß meine Romane unter einem weiblichen Namen erscheinen. Die algerischen Frauen haben während der gewaltsamen Auseinandersetzungen mit den Islamisten, die mein Land noch immer erschüttern, viel gegeben und auch viel verloren. Ihre Tapferkeit ist einzigartig. Die deutschsprachigen Leser, die nur wenig über den täglichen Horror wissen, der die Algerier jeden Morgen erwartet, können sich nur schwer vorstellen, welchen Mut unsere Frauen, Mädchen und Mütter aufbringen, wenn sie sich dem Terror-Regime der Islamisten, den Täuschungen der Scharlatane und den Grausamkeiten der Kindermörder widersetzen.

Es gibt ganz unterschiedliche Gründe, die Menschen zu

Schriftstellern werden lassen. Gab es in deinem Leben ein bestimmtes Ereignis, das dich zum Schreiben bewog?

Ich bin so zum Schreiben gekommen, wie man auf die Welt kommt, nämlich auf die natürlichste Art und Weise. Von frühester Kindheit an beneidete ich die Libellen, bewunderte die Vögel, und der geringste Schimmer am Himmel faszinierte mich. Schon damals bemerkte ich, daß irgendwo in meinem tiefsten Inneren ein *Griot** [** In der oralen Tradition Schwarzafrikas ein Dichter und Musiker, der die Mythen und die Geschichte(n) eines Stammes bewahrt und weitergibt, dem aber auch spirituelle Fähigkeiten zugeschrieben werden.*] an seinen Sätzen feilt. Ich mußte nur zusehen, wie ein Tag geboren wurde, um ihn mir vorzustellen, nur den Mond beobachten, und schon stand ich mit ihm in Verbindung. Wie Llob in meinen Büchern wußte auch ich, daß ich als Dichter geboren war, so wie die Nachtigall als Sängerin das Licht der Welt erblickt. Bevor ich mich dazu entschied, meine Werke unter einem Pseudonym zu veröffentlichen, war ich ein anerkannter Schriftsteller und hatte in Algerien und Frankreich verschiedene Literaturpreise erhalten. Mein Werdegang als Autor ist zu komplex, um ihn an dieser Stelle ausführlich zu beschreiben. Dennoch habe ich mir selbst das Versprechen gegeben, die Erwartungen meiner Leser nicht zu enttäuschen, und mein nächstes Buch zielt in diese Richtung.

Deine Beschreibungen der algerischen Hauptstadt überraschen aufgrund ihres nostalgischen, teilweise sogar zärtlichen Tons. Hast du eine besondere Beziehung zu Algier, der sogenannten „weißen Stadt“, die in den vergangenen Jahren so düster geworden ist?

Ich hatte zu Algier immer ein zwiespältiges Verhältnis, und es gelingt mir nicht, es in den Griff zu bekommen. Ich bin in dieser sonderbaren Stadt aufgewachsen, bin abwechselnd bezaubert und besorgt und stoße ständig auf ihre Gegensätze und ihre burlesken Seiten. Jedes Mal, wenn ich glaube, in einem meiner Bücher ein charakteristisches Merkmal dieser Stadt beschrieben zu haben, stellt es sich als Trugbild heraus.

Das ist schwer zu erklären. Ich glaube, daß Algier selbst seine Seele verloren hat und es der Stadt nicht gelingt, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Algier wollte sich emanzipieren und wurde dadurch völlig entstellt, wurde zu einer mitgenommenen und orientierungslosen Stadt. Sie erinnert an ein Tier, das im Treibsand gefangen ist; je mehr es sich verzweifelt bewegt, um sich zu befreien, desto tiefer versinkt es. Vielleicht muß man die Geschichte dieser Stadt aufrollen, um mildernde Umstände für sie zu finden; eine dramatische Geschichte, die von Gewalt geprägt ist, so düster wie die Haustore und so verschlungen wie die Gassen der algerischen Hauptstadt. Trotz der Bürde eines umstrittenen Erbes versucht sie dennoch, sich an ihren Heimathafen zu klammern, und tut alles, um nicht abzudriften. Ob es ihr gelingen wird, das Unheil abzuwenden ...? Gerne würde sie selbst daran glauben, allerdings ohne allzu große Überzeugung.

Es gibt nur wenige algerische Autoren, die Kriminalromane geschrieben haben, und die Gattung ist kaum in der literarischen Tradition des Landes verankert. Wie läßt es sich erklären, daß du gerade diese Gattung gewählt hast, um die traurigen Ereignisse in deiner Heimat literarisch darzustellen?

Nicht ich habe den Kriminalroman gewählt, es sind vielmehr meine Figuren, die mir die Gattung aufzwingen, in der sie sich entwickeln wollen. Eigentlich bin ich nichts anderes als der Sklave meiner Figuren. Was die Wahl dieser Gattung betrifft, habe ich nicht den geringsten Komplex. Auf die Qualität kommt es an. Für mich ist jeder Roman, ob Kriminalroman oder ein anderer, eine Frage des Talents des Autors und der Bereitschaft, sich in den Dienst der Sache zu stellen. Da ich mich sowohl im Krimi als auch in klassischen Genres zu Hause fühle, wähle ich jene Gattung, die am ehesten dem Wesen der Botschaft entspricht, die ich vermitteln möchte. Ich habe in zwei verschiedenen Gattungen von der Tragödie Algeriens berichtet und beide Male denselben Effekt erzielt. Von den insgesamt vierzehn Büchern, die ich geschrieben habe, sind nur fünf Kriminalromane. Letztere haben ihre

eigene Besonderheit und unterscheiden sich von dem, was momentan geschrieben wird, dadurch, daß sie versuchen, jegliche Gefälligkeit zu vermeiden.

Bei der Lektüre deiner Romane springen vor allem jene Passagen ins Auge, in denen du die blutigen Ereignisse in deiner Heimat und die triste Lebenssituation der algerischen Bevölkerung beschreibst. Verfolgst du mit der Veröffentlichung deiner Romane ein bestimmtes Ziel?

Meine Romane sind hart, weil das der algerischen Realität entspricht. Ich lege Rechenschaft ab über eine Tragödie, die unerträglich ist. Dabei bin ich es mir schuldig, so wahrheitsgetreu wie möglich zu sein, um zu erklären, aufzuklären, zu alarmieren, und um die Geister wachzurütteln, die auf ihren Lorbeeren vor sich hin dösen. Gleichzeitig habe ich versucht, mit Nachdruck auf einen wesentlichen Punkt hinzuweisen, daß nämlich Angst den Nährboden für Terrorismus bildet. Somit habe ich mich für einen offenen Kampf ohne das geringste Zugeständnis entschieden. Es war zwar höchste Zeit, aber man mußte trotzdem kühlen Kopf bewahren. Wenn man angegriffen wird, schlägt man mit größtmöglicher Kraft zurück, um sich Respekt zu verschaffen und den Gegner in die Schranken zu weisen. Wer Kinder massakriert, hat kein Recht mehr auf Mitgefühl, auch nicht auf Nachsicht. Man muß zuerst die Täter unschädlich machen, erst dann kann man sich erlauben zu weinen, und niemand wird dies als Schwäche ansehen.

Kritiker bezeichnen deine Werke oft als „soziologische Studien“ oder Analysen der kriegerischen Auseinandersetzungen in Algerien. Wie beurteilst du die aktuelle Lage und die Zukunft Algeriens, und wie erlebst du persönlich die Krise, die deine Heimat erschüttert?

Von Anfang an befand man sich auf dem Holzweg. Sowohl in Algerien selbst als auch im Ausland wurde die Algerienkrise falsch eingeschätzt, ja sogar wissentlich von ihr abgelenkt. Jeder steuerte seine vage Sicht der Dinge bei, was letztlich nur das Spiel derer begünstigte, die die Fäden in der

Hand hielten und vom Krieg der Fundamentalisten profitierten. Für die große Mehrheit der Menschen war der Konflikt ein politisch-ideologisch motivierter. Man stellte die soziale Implosion als das biologische Ergebnis einer Identitätskrise dar, die seit langem gärte. Dazu sage ich ein klares Nein! Die Ursache des Problems liegt anderswo und hat nichts mit diesen verfänglichen Hypothesen zu tun. Es handelt sich vielmehr um die Machenschaften einer Mafia, um regelrechte Plünderungen und um ein staatliches Verbrechen. Meine Kriminalromane habe ich geschrieben, um die Dinge wieder ins rechte Licht zu rücken, den verborgenen Teil des Eisbergs an die Oberfläche zu bringen. *Morituri* war eine ungeheure Ohrfeige. Der Roman hat das Gewissen der Menschen wacherüttelt und ihnen die Augen geöffnet für die andere Wahrheit des Krieges, die die Schlächter der Finsternis stillschweigend zu übergehen versuchten. Das Echo auf meine Bücher in den Medien war weitgehend positiv, sowohl in Europa als auch in meiner Heimat. Die Heftigkeit meiner Texte ist weder zufällig noch unbegründet; sie spiegelt jene Härte wider, mit der ich mich gegen den Betrug auflehne, und sie steht für die Unbändigkeit meines Schmerzes und meiner Empörung. Ich habe die Barbarei aus nächster Nähe erlebt und Grausamkeiten gesehen, die mein Leben erschütterten; beinahe hätte es mein Vertrauen in die Menschheit zerstört. Was sich in meinem Land abspielt, ist widerlich. Nacht für Nacht werden ganze Familien in einer betäubenden Stille regelrecht abgeschlachtet. Die Regierung versucht, einen wahrhaften Alptraum herunterzuspielen; das ist beschämend und empörend. Demagogie war noch nie ein adäquates Mittel, und im Übermaß kann sie nur einen nicht wiedergutzumachenden Schaden anrichten. Die Habsucht der einen und die Feigheit der anderen übersteigen jegliches Verständnis, und über kurz oder lang wird keine Verständigung mehr möglich sein.

Was erwartest Du von Europa beziehungsweise dem Westen angesichts der Krise in Algerien?

Wir erwarten uns nichts mehr von Europa und noch weniger von den uns nahestehenden arabischen Nationen. Wir haben sehr rasch verstanden, daß wir alleine sind – Geiseln einer diabolischen Machenschaft – und daß wir uns zu unserer Verteidigung nur auf die rudimentären Mittel stützen können, über die wir selbst verfügen. Auch den Glauben an internationale Absprachen und Solidaritätsbekundungen haben wir verloren. Gleichzeitig amüsieren sich unsere Verantwortlichen königlich über unser Elend und bemühen sich, das Land zu verschleudern, kaum kehrt man ihnen den Rücken. Wenn wir nicht einmal mehr von unseren Regierenden etwas erwarten, was können wir dann vom Ausland erhoffen? Das algerische Volk ist abgehärtet, sein Widerstand und seine Würde sind seine alleinigen Verbündeten. Wir haben gelernt, unsere Wunden in aller Stille und Zurückhaltung zu lecken, und wir können aus dieser qualvollen Lage nur gestärkt hervorgehen.

Die Beschreibungen der algerischen Jugendlichen, die du in deinen Romanen gibst, sind auffallend trostlos und pessimistisch. Die junge Generation symbolisiert jedoch die Zukunft eines jeden Landes. Ist die algerische Jugend deiner Meinung nach kein Hoffnungsträger für Algerien?

Die algerische Jugend wurde verführt und dann im Stich gelassen; in einer Gesellschaft, die unaufhaltsam auseinanderbricht, ist sie völlig auf sich allein gestellt. Die junge Generation weigert sich, Kopf und Arme hängen zu lassen, und versucht, zumindest mit den letzten Sicherheiten, die ihr bleiben, zurechtzukommen. Es kommt für sie nicht in Frage, sich geschlagen zu geben. Sie liegt auf der Lauer nach dem geringsten Hoffnungsschimmer, um sich daran aufzurichten, denn sie weiß, daß sie auch in einem sehr eingeschränkten Lebensraum fähig ist, die Heimat und die konfiszierten Ideale zurückzuerobern. Hoffnung ist weder ein Traum noch eine schillernde Perspektive. Sie ist vielmehr ein Programm. Für mich ist sie zwangsläufig das Zusammenwirken von drei grundlegenden Elementen: einem ambitionierten Ziel, den Fähigkeiten, derer es bedarf, um dieses Ziel zu erreichen, und

einer unbeugsamen Motivation. Abgesehen von diesen drei nicht zu trennenden Kriterien ist der Rest nichts als Utopie. Unsere Jugend wartet brennend darauf, endlich über dieses Dreigespann zu verfügen, um darauf ihre Zukunft zu errichten. Bis heute haben die Taugenichtse, die das Land regieren, es ihr versagt. Mit Präsident Bouteflika hoffen wir alle, die unglücklichen Umstände zu bezwingen und wieder vollwertige – fleißige, tolerante und freie – Staatsbürger zu werden.

In deinen Romanen nimmt der Schriftsteller, d.h. derjenige, der lesen und schreiben kann, eine besondere Rolle ein. Ich denke an Kommissar Llob, der nicht nur Kriminalbeamter, sondern auch ein angesehener Autor ist, an Dactylo in Les Agneaux du Seigneur und an Sid Ali in À quoi rêvent les loups. Welche Rolle und Aufgabe hat deiner Meinung nach der Schriftsteller im gegenwärtigen Konflikt?

Ich sehe die Rolle des Schriftstellers darin, sich immer angemessen zu verhalten, seinen scharfen Verstand einzusetzen und es zu vermeiden, seinen Bekanntheitsgrad über das Unglück der Seinen zu stellen. Seine Aufgabe ist es, das Gewissen wachzurütteln, auf der Hut zu sein, denn er ist der wahre Hüter des Tempels.

Und welche Rolle kommt der Literatur zu? Kann sie deiner Einschätzung nach etwas verändern?

Das hängt vom politischen System ab. In jenen Ländern, in denen völlige Willkür herrscht, haben die Schriftsteller kein Wort mitzureden. Ihr „Martyrium“ könnte jedoch den Widerstandsgeist bestimmter sozialer Randgruppen stärken. Wenn man die herrschende Klasse stört, zwingt man sie, sich Fragen zu stellen – falls sie dazu überhaupt in der Lage ist – und ihre Straffreiheit nicht ruhigen Gewissens zu mißbrauchen. In zivilisierten Ländern genießt die Literatur Souveränität. Sie ist stets wachsam, ermahnt die Entscheidungsträger, versteht sich als ein Medium, das die Grenzen der Erfahrung zu überschreiten vermag, und sieht sich als das beflissene Gewissen einer Nation, als das Licht, das den kommenden Generationen den Weg leuchtet, ist Ausdruck der Begabung eines Vol-

kes. Stellen wir uns nur die 68er Jahre in Frankreich ohne Sartre, de Gaulle oder Malraux vor, Paris ohne seine Künstler, Deutschland ohne seine Dichter. Das wäre wie eine Herde ohne Hirte, eine Zeremonie ohne feierlichen Charakter, ein Subjekt ohne Verb. Literatur ist eine Sublimierung. Sie erhebt einfache Leute in den Rang von Menschen, macht aus ihnen verantwortungsbewußte und aufgeklärte Personen, die Sicherheit geben. Ein Land ohne Kultur ist wie ein ungenütztes Gelände, das nach und nach zur Schutthalde wird und allem möglichen Ungetier ausgesetzt ist. Es gibt kein größeres Unheil als ein Leben ohne Poesie, kein schlimmeres Schicksal als jenes beschränkter Menschen. Ich glaube an den Schriftsteller, wie ich an die Propheten glaube, zwar wurde ihm keine Offenbarung zuteil, aber das, was er den Menschen weitergibt, ist nahezu so wunderbar wie eine kosmische Eingebung.

Du lebst nach wie vor in Algerien, und auch in deinem nächsten Umfeld wissen nur wenige, daß du Schriftsteller bist. Wie muß man sich die Umstände vorstellen, unter denen du schreibst?

Ich lebe ganz normal unter den Meinen, manchmal besser manchmal schlechter gelaunt, den plötzlichen Stimmungswechseln meiner Umgebung angepaßt. Ich schreibe in einem Umfeld, das in keinster Weise mit meiner literarischen Berufung vereinbar ist, unter Bedingungen, die über jeden Verdacht erhaben sind; deshalb auch mein Pseudonym, das an mir klebt wie ein zu enges Hemd.

Ist Schreiben für dich eine Art, bewußt zu agieren, oder ist es eine Reaktion?

Schreiben war für mich immer ein Kampf. Jedes Buch, das ich vollendet habe, ist ein Sieg über die Mittelmäßigkeit und die Bedeutungslosigkeit, zu der man mich nötigen will.

Das Französische, die Sprache des ehemaligen Kolonisators, nimmt in Algerien noch immer einen Sonderstellung ein. Teilweise ist die Beziehung zur französischen Sprache jedoch gespannt. Manche frankophonen algerischen Autoren spre-

chen sogar von einer Art „Haßliebe“. Was für eine Beziehung hast du zur französischen beziehungsweise zur arabischen Sprache?

Ich spreche beide Sprachen. Meine ersten literarischen Versuche machte ich in Arabisch, mit vierzehn wechselte ich ins Französische. Diesen Übergang erläutere ich in meinem nächsten Buch. Meine Beziehung zur französischen wie auch zur arabischen Sprache ist sehr freundschaftlich. Es gibt übereifrige Schwachköpfe, denen das mißfällt. Diese Leute sind Rassisten und Fundamentalisten. Sie können mich nicht einschüchtern, im Gegenteil, ihr blasierter Chauvinismus weckt in mir die Verachtung, die es braucht, um ihn zu überwinden. Mein Verhältnis zur französischen Sprache ist für mich eine persönliche Angelegenheit. Sie ist ein wesentlicher Bestandteil meiner selbst, wehe dem, der es wagt, sie zu beschmutzen.

Du erwähnst einige – vor allem französische und arabische – Schriftsteller in deinen Romanen. Welche Autoren liest du, und welche Denker und Schriftsteller haben dich besonders geprägt? Befinden sich auch deutschsprachige Autoren darunter?

Ich habe eine sehr vielseitige Bildung und mag alle Literaturen der Welt, von John Steinbeck bis Tolstoj, von Nagib Machfus bis Albert Camus. Von den deutschen Autoren habe ich das Gesamtwerk von H. H. Kirst in meiner Jugend gelesen, Thomas Mann, ein wenig Goethe und viel Nietzsche.

Vor allem in Frankreich haben deine Romane einen sehr großen Erfolg; sie sind aber auch in zahlreiche andere Sprachen übersetzt. Genießt du deinen Erfolg und die Art, wie deine Bücher aufgenommen werden?

Meine Bücher sind u.a. ins Englische, Spanische, Deutsche, Holländische, Griechische, Türkische, Portugiesische und Italienische übersetzt. Das Interesse von Seiten der Verleger wird zunehmend größer. Ich weiß nicht genau, wie gut sich meine Bücher im Ausland verkaufen. In Frankreich und Italien hatten sie jedenfalls großen Erfolg, in Großbritannien,

Spanien und Holland riefen sie starkes Medieninteresse hervor, auch in den arabischen Ländern, wo sie erstaunlicherweise noch nicht in Übersetzung vorliegen.

Meine Anonymität ist für die Verbreitung meiner Romane sehr hinderlich. Dennoch habe ich eine begeisterte Leserschaft, die meine Haltung respektiert und meine Situation ein wenig versteht. Man muß auch sehen, daß es für manche nur schwer zu akzeptieren und auch verdächtig ist, wenn sich jemand im Verborgenen hält. Ich hoffe, in naher Zukunft auf die Menschen zugehen zu können. An diesem Tag werde ich voll Zorn sein, aber ich werde keinerlei Rachegefühle in mir tragen.